Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreußen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 2 | Februar 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Häusersterben in Südostpreußen

Polnischer Journalist berichtet über den Verfall der Dörfer

Das war eine seltsame und traurige Wanderung: fast die ganze Zeit schritten wir auf den Spuren wahrhaft vandalischer Zerstörungen..." So beginnt eine Berichtreihe des polnischen Journalisten Stanislaw Zagorski im Allensteiner Parteiblatt „Glos Olsztynski", die unter der Überschrift: „Die sterbenden Häuser" veröffentlicht wurde. Darunter befindet sich das Foto eines verfallenden Gehöfts — „irgendwo in Ostpreußen".

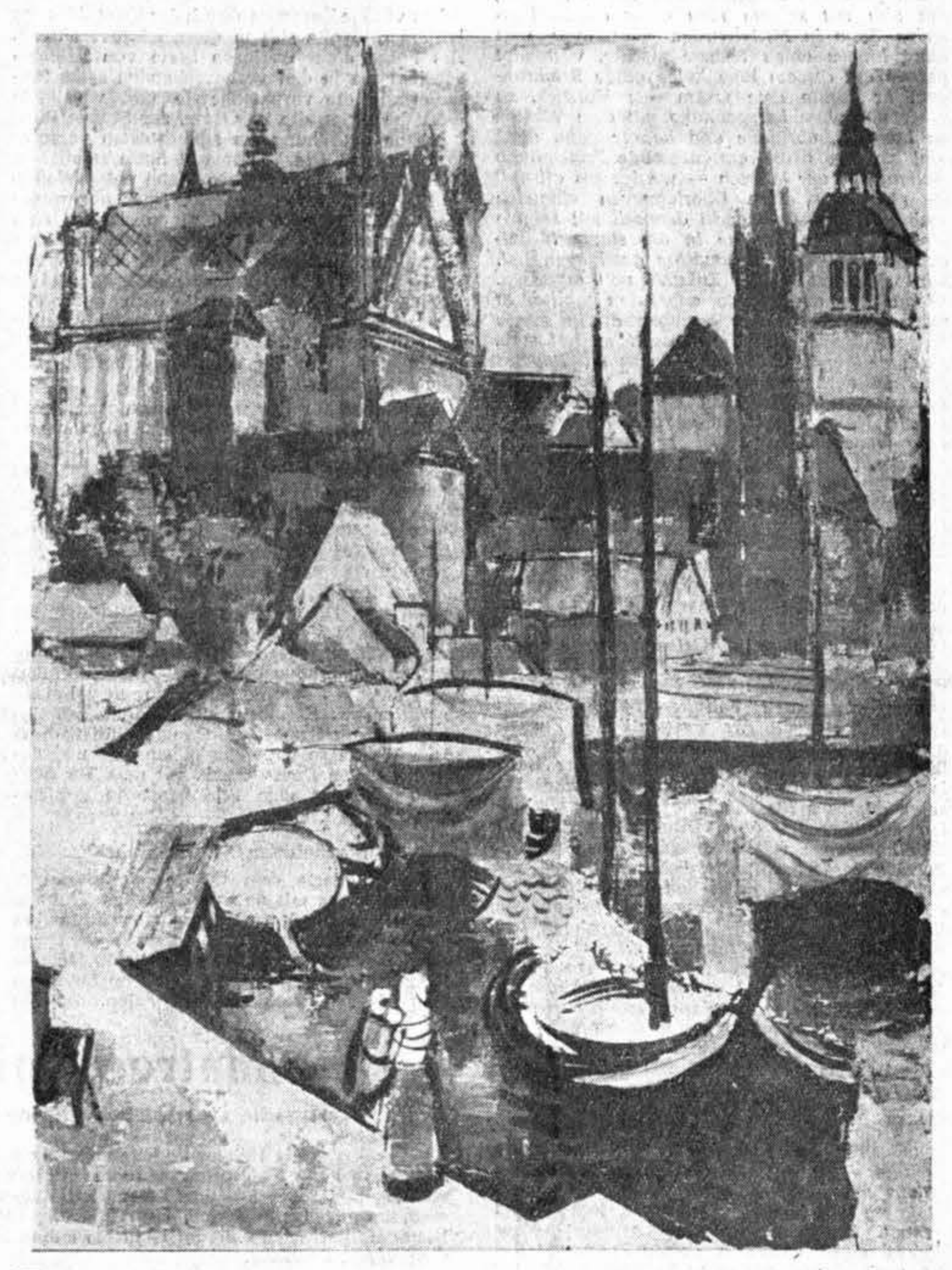
Der polnische Reporter begann seine Reise in einem „Dorf mit bekanntem Namen"; es ist an einem See gelegen und machte auf ihn den Eindruck, als habe es erst vor kurzem ein Erdbeben heimgesucht. Wir zitieren wörtlich: „Wohin das Auge blickt — Verwüstung, auseinanderfallende, geborstene Mauern. Nur hier und da noch ein Haus, das sich noch irgendwie am Leben erhält. Jedoch sieht man auch an diesen Häusern Anzeichen des Schlendrians, der Unlust oder der grenzenlosen Dummheit ihrer Besitzer." Der polnische Autor schildert sodann das Innere der Gehöfte und Zimmer, das dem Äußeren der Anwesen völlig entspreche.

In einem anderen Orte bietet sich dasselbe Bild: „Trümmer und Bruchbuden, in denen die Menschen leben, als könnte es nicht anders sein..." Und damit nicht genug: „... In Hunderten ähnlicher Buden in der nahen und weiteren Umgebung vegetieren Aberhunderte von Menschen und Tieren, letztere, seien wir gerecht, wirklich nicht aus eigener Schuld..." Und wenn man den einen und anderen von ihnen fragt, ob sie sich ein solches Leben bewußt so ausgesucht haben, hört man die kindlich-naive Antwort: „Wir haben schon Schlimmeres gesehen. Wenn es aber hier nicht mehr geht, wird man anderswo leben..."

Auf der Suche nach den „tieferen Ursachen für das Erdbeben" fragte St. Zagórski alle Leute, die ihm begegneten, hartnäckig aus. Er erhielt die folgenden Antworten: „Oh, eigentlich weiß man gar nicht, wie das alles so gekommen ist. Mit der Zeit ist das Haus eben so verfallen. Sicher, man wird sich jetzt darum kümmern, wird es ausbessern müssen, auf die Dauer kann man ja nicht wie in einem Stall leben..." — „Jetzt ist es schon zu spät. Nach einem oder zwei Jährchen muß man halt eine neue Bude bauen!" — „Wir werden eine neue Hütte suchen gehen, an freien Häusern ist schließlich kein Mangel, und der Staat braucht uns Ansiedler ja."

Der polnische Berichterstatter stellt fest, daß er bei solchen und ähnlichen Antworten lebhaft an das Tun eines Arztes habe denken müssen, der sich von vornherein darüber im klaren sei, daß niemand mehr den Patienten retten könne. Von 103 insgesamt befragten Bauern sagten 40, daß sie sich „wegen der ungeklärten Eigentumsverhältnisse" nicht um eine Renovierung der ihnen übertragenen Häuser gekümmert hätten; elf gaben als Grund für ihre Passivität die Absicht an, in andere Landesteile abreisen zu wollen, zehn warten auf Preissenkungen bzw. die Übertragung bestimmter Wirtschaften oder Gehöfte als Eigentum, sieben klagten über zu hohe Steuern („... Wenn es der Staat für nötig hält, soll er selbst die Renovierungen durchführen!"), fünf redeten sich auf den Mangel an Handwerkern und Material heraus, acht meinten lakonisch: „... Eine Reparatur würde dem Hause sowieso nicht mehr helfen, es war alt und fällt sowieso zusammen."

Der Artikel schließt mit der Feststellung, daß das Gefühl der Vorläufigkeit sowie die „geringe Kultur vieler Neuansiedler" nach wie vor an den Verhältnissen im südlichen Ostpreußen Schuld trügen. Die Menschen seien in die „Wojewodschaft Allenstein als in eine Art ‚gelobten Landes' gekommen, in dem man verhältnismäßig leicht ‚zu Reichtum gelangen kann'"; wörtlich: „... Hier ist eine Weile gut sein, man kann Häuser belegen, sie verkommen lassen und in dieser Zeit gleichzeitig ein eigenes Haus irgendwo bei Bromberg oder in einer anderen Wojewodschaft errichten und später — vielleicht ungestraft — ausreißen. Endlich gibt es noch eine andere, keineswegs zu bagatellisierende Ursache: die eigenartige und höchst beunruhigende Unfähigkeit der Behörden, ihre Passivität und Kursichtigkeit. Diese Unfähigkeit trägt zur Ermutigung der Vandalen bei, sie erleichtert das Leben der Spekulanten und beschleunigt den Verfall."



Frauenburg Mit den Augen eines Künstlers gesehen. Dieses Gemälde schuf der ostpreußische Maler Prof. Eduard Bischoff, der am 25. Januar seinen 70. Geburtstag feierte (siehe unseren Aufsatz auf Seite 10). Foto Lankau

„Lockerung der Arbeitsdisziplin"

Die Arbeitsproduktivität bei den Lösch- und Stauarbeiten im Danziger Hafen ist im dritten Quartal des Jahres 1959 gegenüber dem zweiten Quartal sowie im Vergleich zum Sollplan gesunken, weshalb die Zahl der Hafenarbeiter vergrößert werden mußte, berichtet „Glos Wybrzeza". In vielen Arbeitsbereichen sei eine „Lockerung der Arbeitsdisziplin" eingetreten. Die Fälle von Abwesenheit vom Arbeitsplatz seien im dritten Quartal 1959 um 1500 Stunden gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres angestiegen. Dieses habe wiederum einen Anstieg der Umschlagskosten pro Tonne um 14 v. H. zur Folge gehabt, weshalb auch die finanziellen Überschüsse beim Warenumschlag im Hafen entsprechend gefallen seien: Während diese im ersten Halbjahr 1959 noch 11 Milliarden Zloty betrugen, sind sie im dritten Quartal dieses Jahres um etwa 2,5 Millionen Zloty auf rund 8,5 Millionen Zloty zurückgegangen.

Dem polnischen Blatt zufolge soll der Umschlagsplan des Danziger Hafens für 1959 im Laufe von drei Quartalen dieses Jahres mit gesamt 3 347 000 to zu 78 Prozent erfüllt worden sein. Trotz verbesserter Schiffsabfertigung hätten jedoch 66 Schiffe infolge fehlender Eisenbahnwaggons, fehlender Verladearbeiter usw. überlange Liegezeiten im Hafen von Danzig gehabt. Abschließend wird es für das vierte Quartal 1959 als erforderlich bezeichnet, die Arbeits- und Lohndisziplin zu heben, die Arbeitsproduktion zu erhöhen und den neuen Plan zur Einsparung von Verwaltungskosten zu verwirklichen.

Polen um Rücksiedlung bemüht

„Abwerbung von Umsiedlern" in der DDR durch polnische Botschaft?

Wie bekannt wird, soll die polnische Botschaft in Ost-Berlin seit Jahresbeginn darum bemüht sein, deutsche Umsiedler, die vor nicht langer Zeit im Zuge der Familienzusammenführung in die DDR gelangten, zur Rückkehr in die unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete zu bewegen.

Nach den vorliegenden Berichten haben Beamte der polnischen Botschaft bisher in etwa 80 Fällen Umsiedler aufgesucht und sie aufgefordert, in Warschau um Rückkehrgenehmigungen einzukommen. Diese Anträge würden beschleunigt erledigt werden, und der polnische Staat würde die Kosten der Rücksiedlung tragen, sollen die Beamten der Botschaft betont haben. Diese Bemühungen sollen aber allein bei fünf Personen Erfolg gehabt haben.

Sowjetzonale Behörden in Ost-Berlin erklärten hierzu, so teilt der „Pressedienst der Heimatvertriebenen" mit, sie seien von einer solchen „Abwerbung von Umsiedlern" nicht unterrichtet worden. Angeblich will das sowjetzonale Außenamt dieserhalb in Warschau vorstellig werden.

3300 Häuser fanden keine Käufer

Von mehr als 3700 Einfamilienhäusern in Südostpreußen, die von den örtlichen polnischen Nationalräten zum Verkauf an polnische Staatsbürger bestimmt wurden, sind einem Bericht des „Glos Pracy" zufolge bisher nur 400 Häuser verkauft worden. Das polnische Blatt führt die geringe Quote auf den Mangel an geschultem Personal in den zuständigen Verwaltungsbehörden zurück.

Neues „Danziger Experiment"

Im Gebiet von Danzig befinden sich 500 Wohnhäuser, mit deren Einsturz gerechnet wird. Wie das Parteiorgan „Glos Wybrzeza" hierzu berichtet, beabsichtigt das Präsidium des Nationalrats im Jahre 1960 in Danzig ein „Experiment" durchzuführen, das in dem Versuch bestehen soll, „billige" Einfamilienhäuser und Reihenhäuser für Familien zu bauen, die in den vom Einsturz bedrohten Häusern wohnen. Im Rahmen dieses „Experiments" soll demnächst mit dem Bau von „zwei (!) solchen Kleinhäusern" sowie „eines (!) Reihenhauses" begonnen werden.

Nach Mitteilung des stellvertretenden Vorsitzenden des Präsidiums des Nationalrats in Danzig, Kalinowski, will die polnische Stadtverwaltung Danzigs die „Beseitigung der einstürzenden Wohnhäuser" vornehmen, sofern dieses „Experiment" gelingt und im Jahre 1961 weitere „billige" Wohnungen erbaut werden können. Die Kosten für eine solche aus drei Zimmern und Küche bestehende „billige" Wohnung bezifferte Kalinowski auf 63 000 Zloty.

Oder-Neiße-Siedler bauen in Zentralpolen

Die wenigen in Brandenburg/Niederschlesien wohnhaften polnischen Bausparer verwenden die angesparten Beträge und die zugeteilten Baugelder nicht zum Wohnungsbau an ihrem derzeitigen Wohnort, sondern bauen mit diesen Geldmitteln Häuser in der Nähe von Warschau und Lodz oder im Posenschen.

Dies berichtet das Parteiorgan „Gazeta Zielonogorska", wobei das Blatt zugleich über die mangelhafte Entwicklung der Wohnungsbaugenossenschaften in der „Wojewodschaft" Grünberg lebhafte Klage führt: Sämtliche Wohnungsbaugenossenschaften in der „Wojewodschaft" Grünberg haben insgesamt nur 600 Mitglieder.

In diesem Zusammenhange hebt das polnische Blatt hervor, daß das Baugenossenschaftswesen an sich eine „weitere Form der Aktivierung" in den Oder-Neiße-Gebieten sei. Deshalb sollten alle daran interessiert sein, „attraktive" Bedingungen für den Wohnungsbau zu schaffen, um zu verhindern, daß „die Menschen mit ihren ersparten Geldern fortfahren, in der Nähe von Warschau und Lodz oder im Posenschen Häuser zu bauen."

Vor 15 Jahren

Schlußakt an der Weichsel

Großangriff der Roten Armee / Hitler besiegelte das Schicksal unserer Heimat / Millionen auf Flucht

Fünfzehn Jahre sind in diesem Tagen seit dem Beginn des katastrophalen Schlußaktes vergangen, mit dem der zweite Weltkrieg für Deutschland zu Ende ging. Die Rote Armee blies mit einem zermalmenden Trommelfeuer in der polnischen Winternacht das schaurige Signal dazu. Als sie Mitte Januar 1945 nach diesem Feuerschlag an der Weichsel zum Marsch nach Westen antrat, gab es kein Halten mehr. Die dünnen deutschen Abwehrkräfte waren vom Artilleriesturm erschlagen, Truppen und Panzer der Sowjets ohnehin zehnfach überlegen. Hitlers Fehlstrategie forderte grausigen Tribut. Alle Warnungen seiner Generale hatten nichts genutzt. Acht Tage nach dem Angriffsbeginn (12. Januar) rollten Sowjetpanzer über die schlesische Grenze auf Breslau zu, am 26. Januar erreichten sie die Oder, Anfang Februar standen sie 150 Kilometer vor Berlin. Ostpreußen wurde abgeschnitten, Königsberg eingeschlossen. Stalins Einbruch nach Deutschland war Wirklichkeit. Die Tragödie des deutschen Ostens zog herauf, die damals in klirrender Schneekälte mit Flucht und Treckmärschen ihren Anfang nahm und Millionen von Menschen in Bewegung setzte.

Die Lage an den Fronten rings um Deutschland war verzweifelt, als die Jahreswende 1944/45 heranrückte. Im Westen standen Eisenhowers Armeen an der Reichsgrenze, zwischen Aachen und Köln schon im Rheinland. Die deutsche Gegenoffensive in den Ardennen Mitte Dezember war fehlgeschlagen, der letzte Versuch, noch einmal Luft zu bekommen, damit gescheitert. Nun zitterten alle vor dem nächsten Schlag aus dem Osten, der nach drei Monaten Stillstand an der Weichsel unmittelbar bevorstehen mußte.

Nach ihrem Sommerdurchbruch bei Minsk waren die Sowjets im Herbst bis an die Tore Ostpreußens und tief nach Polen vorgestoßen. In den drei Weichselbrückenköpfen bei Baranow, Pulawy und Magnuszew massierten sie seitdem ein Truppen- und Panzeraufgebot, wie es im Rußland-Krieg nie zuvor dagewesen war. Auf jedem Kilometer Angriffsfront standen 250 Geschütze, in Großbatterien konzentriert. An den Schwerpunkten kamen auf einen deutschen sieben russische Panzer, auf einen deutschen Soldaten elf Rotarmisten. An der ganzen langgezogenen 1000-Kilometer-Front von der Ostsee bis zu den Karpaten, die weder von natürlichen Hindernissen noch von Befestigungen gestützt war, hatte die Wehrmacht 75 ausgeblutete Divisionen zur Abwehr bereit. Stalins Marschälle versammelten allein in den Brückenköpfen für den Angriff 180 Divisionen.

Verzettelte Kriegsmacht

Der völlige Zusammenbruch der Kriegsführung Hitlers spiegelte sich in diesem Mißverhältnis. Als Folge einer endlosen Serie von Fehlentscheidungen in den vorhergehenden sechs Monaten war die verwundbarste und wichtigste deutsche Front, die im Osten, zur Stunde ihrer höchsten Bedrohung am schlechtesten versorgt und gerüstet. Die Wehrmacht hatte zu diesem Zeitpunkt sieben Millionen Mann unter Waffen und 260 Divisionen im Feld. Aber nur wenig mehr als ein Viertel von ihnen standen zum Schutz der offenen deutschen Ostgrenze zur Verfügung. 76 Divisionen kämpften am Westwall gegen die Amerikaner und Briten, 24 in Italien. Der Rest verzettelte sich auf weitgestreckte und entlegene Kriegsschauplätze: zehn in Jugoslawien, 17 in Skandinavien, 28 in Ungarn, 30 im Baltikum abgeschnitten, mit dem Rücken zur Ostsee.

So blieben für die weitgeschwungene Front in Polen tatsächlich nur ganze 75 Divisionen übrig, als im Januar 1945 der sowjetische Großangriff herannahte. Alle Bemühungen der Heeresführung um Verstärkung fruchteten nichts. Von 23 nach den Sommerniederlagen neuaufgestellten Volksgrenadiereinheiten gingen 18 nach Westen zur Ardennenoffensive. Ein Dutzend Panzerdivisionen wurden zum gleichen Zweck mit über 2000 neuen Panzern aufgefrischt. Die Ostfront konnte nicht einmal die laufenden Verluste ausgleichen und bekam nur 900 Ersatzpanzer. Wer heute die Befehle des Führerhauptquartiers vom November und Dezember 1944 studiert, steht vor dem Rätsel, ob Hitler aus Kopflosigkeit, völliger Fehleinschätzung der Kräfte oder aus nihilistischem bösen Willen so widersinnig handelte und damit den Osten Deutschlands mit dem Tor nach Berlin schutzlos dem Schlußansturm der Sowjets preisgab.

„Unternehmen Schlittenfahrt"

Hitler hinderte sein Ostheer sogar daran, sich wenigstens mit den vorhandenen Truppen vernünftiger zur Verteidigung einzurichten. In den Weihnachtstagen 1944, drei Wochen vor dem russischen Angriff, übermittelte die Heeresgruppe Mitte einen detaillierten Plan für einen beweglichen Abwehrkampf in Polen, der die deutschen Verbände dem vernichtenden Artillerieschlag in den vorderen Linien bei Angriffsbeginn entziehen und auf einer verkürzten Auffangstellung zusammenfassen sollte. Das „Unternehmen Schlittenfahrt" sollte genug Kampfeinheiten vor dem sicheren Überrollt-werden retten, um eine organisierte Verteidigung möglich zu machen, rückwärtige Reserven zu bilden und die Rote Armee vor der Reichsgrenze noch einmal zum Stehen zu bringen.

Das „Unternehmen Schlittenfahrt" fand nicht statt. Es wurde von Hitler genauso abgelehnt wie die Vorschläge seines Generalstabschefs Guderian, zur Rettung der Ostfront das Baltikum zu räumen, auf die kürzest-mögliche Linie zwischen Danzig und den Karpaten zurückzugehen und unverzüglich Panzerkräfte vom Westwall als Verstärkung heranzuschaffen. Am Silvestertag 1944 trug Guderian seine Pläne vor. Hitler untersagte jede Rückwärtsbewegung und beharrte darauf, auch die abgeschnittene Front im Baltikum zu halten, weil Großadmiral Dönitz die Freihaltung der Ostsee für Versuche mit neuen U-Bootstypen verlange.

Vom Trommelfeuer erschlagen

„Selbst mein Hinweis", berichtet Guderian, „daß das Ruhrgebiet durch Bombenangriffe stillgelegt sei, daß hingegen Oberschlesien noch voll arbeiten könne und daß sein Verlust den Krieg in wenigen Wochen zum Erliegen bringen müsse — alles das half nichts." Das Schicksal der Ostfront war damit besiegelt. Zwölf Tage später, im Morgengrauen des 12. Januar 1945, brach an der Weichsel der Feuerorkan los, der die nutzlos in vorderster Stellung gefesselten deutschen Verbände glatt erschlug. Innerhalb von Stunden war der Durchbruch erzwungen. An versprengten deutschen Kesseln vorbei rollten die Panzermassen der Sowjets nach Westen. Die deutschen Gegenkräfte besaßen nicht einmal genug Benzin, um in den Kampf zu fahren.

Erst am 22. Januar, als die Front weit aufgerissen war, die Rote Armee in jagender Verfolgungsschlacht bei Breslau schon die Oder erreichte und über Posen in Richtung Berlin vorstürmte, holte Hitler — viel zu spät — eine Panzerarmee von der abgebrochenen Ardennenoffensive nach Osten. Nun war das oberschlesische Revier schon verloren, die Kriegsverwüstung nach Deutschland eingebrochen, Menschen gingen zu Millionen auf die Flucht — das Schlimmste konnte nicht mehr abgewendet werden.

Dies war das Ende eines Wahnsinnskrieges, den wir mit unserer Heimat und unserem Volk mit Millionen von Toten bezahlt haben. Wir als die Meistgeschlagenen sollten daraus die Lehre ziehen, daß es in aller Zukunft keinen Krieg mehr geben darf um der Menschlichkeit willen, zu der wir uns in der Charta der Vertriebenen vorbehaltlos bekannt haben.

Rapacki gibt nicht auf

Vertrauen zwischen Ost und West

Der polnische Außenminister Adam Rapacki, der sich mit seinem Plan einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa weit über sein Land hinaus einen Namen machte, verbindet gerade mit diesem Plan keine guten Erfahrungen. Er mußte dem Osten den Versuch, zu einer partiellen Entspannung mit dem Westen zu kommen, abringen und konnte dann nicht viel mehr als die enttäuschende Feststellung treffen, daß der Westen — wenigstens offiziell — nicht auf diese Überlegungen eingehen wollte. Wie weit Rapacki dennoch mit seinem Vorschlag eine Bresche in die starre Mitteleuropa-Front der Atommächte geschlagen hat, wird sich erst in der Zukunft voll erweisen. Wenn man aber heute annehmen wollte, er wäre von dem bisher geringen Erfolg seines Entspannungsversuchs enttäuscht, so irrt man. Nach einiger Zeit des Schweigens hat Rapacki jetzt in der mit einer Auflage von 150 000 Exemplaren in Warschau erscheinenden Zeitschrift „Nowe Drogi" zur politischen Lage Stellung genommen und dabei abermals eine Lanze für die Entspannung gebrochen. Nur wendet sich Rapacki diesmal ausschließlich an seine Genossen, denen er — eingedenk seiner eigenen schlechten Erfahrungen — den Rat gibt, die aus dem Westen kommenden Vorschläge sorgfältig zu prüfen, denn es seien dort jene Kreise, die „die Notwendigkeit der Entspannung einsehen", viel stärker als die, von denen man ein Eintreten für den Krieg erwarten könne. Man müsse im Osten berücksichtigen, daß „nicht alle Gegner der Entspannung bewußt den Krieg" wollten. Vielmehr fürchteten manche westlichen Politiker bei einem zu raschen Fortschritt der west-östlichen Zusammenarbeit ungünstige Einflüsse auf bestehende Bündnisse und das Offenbarwerden der Haltlosigkeit ihrer Konzeptionen. Andere wiederum seien durchaus für friedliche Koexistenz, wollten sich aber erst offen dazu bekennen, wenn ihre Positionen stärker seien als gegenwärtig. Rapacki fordert auf, die Schwierigkeiten, die sich durch die Konstellation und Konzeption des Westens ergeben, nicht zu übersehen und ihm nicht von vornherein Unwillen zum Abbau des Kalten Krieges vorzuwerfen: „Es ist jetzt nicht mehr möglich, zu behaupten, was vor zwei Jahren oder noch vor einem Jahr richtig war, daß nämlich die Tendenz zum Kalten Krieg die Politik der Westmächte, vor allem aber der Vereinigten Staaten, beherrsche."

Ist Rapacki, der seine Genossen so intensiv um Verständnis für die Situation des Westens in der beginnenden Phase der Entspannung bittet, ein Rufer in der Wüste? Es spricht viel mehr dafür, daß er ein sehr nüchterner Realpolitiker ist, der erkannt hat, daß die Existenz Polens nur gesichert wird, wenn es zu einer Einigung zwischen dem Osten und dem Westen kommt. Das war der Ausgangspunkt seines Planes einer atomwaffenfreien Zone und das ist auch der Ausgangspunkt seiner jetzigen Mahnungen. Er wirbt im Osten um jenes Vertrauen gegenüber dem Westen, das auch der Westen dem Osten gegenüber beweisen muß, wenn die kommende Zeit der Verhandlungen erfolgreich sein soll. Denn das Mißtrauen des Kalten Krieges wird niemals ein sinnvolles Gespräch zwischen beiden Lagern aufkommen lassen.

Aus: NEUE POLITIK, Hamburg

Heimatrecht nicht mit Gewalt

Aussprache zwischen SPD-Präsidium und Landsmannschaft Ostpreußen

Das Recht auf Heimat und Selbstbestimmung darf nicht mit Gewalt verwirklicht werden, weil diese Rechtsansprüche mit neuem Unrecht nicht verbunden werden dürfen. Diese Feststellung bildet das Ergebnis einer zweitägigen Aussprache über Probleme der Wiedervereinigung und der deutschen Ostpolitik, die auf Einladung der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Heimvolkshochschule Bergneustadt zwischen SPD und dem Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen stattfand.

Die Gesprächspartner zeigten sich von der Notwendigkeit überzeugt, zwischen dem deutschen Volk und seinen östlichen Nachbarn ein gutnachbarliches Verhältnis herzustellen.

Der Begrüßung durch das Vorstandsmitglied der Friedrich-Ebert-Stiftung, Alfred Nau, und dem SPD-Vorsitzenden Erich Ollenhauer, folgten Referate des stellv. SPD-Vorsitzenden Herbert Wehner und des Vorsitzenden der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Gille. In einer Diskussion, die zur Klärung der gegenseitigen Auffassungen und Standpunkte führte, wurde erkennbar, daß die SPD das Recht auf landsmannschaftlichen Zusammenschluß und landsmannschaftliches Wirken anerkenne, daß die SPD nicht wolle, daß die Deutschen weiter aufgespalten und gegeneinander ausgespielt werden, daß die SPD für das Recht auf Heimat und das Selbstbestimmungsrecht eintrete und daß sie, soweit dies mit den Mitteln der Politik erreichbar sei, dieses Recht durchzusetzen helfen werde.

Abschließend sprach Prof. Dr. Rhode, Universität Mainz, über die deutsch-polnischen Beziehungen und ihre neuralgischen Punkte. Die beiden Gremien kamen überein, dieses Gespräch, das das erste dieser Art gewesen ist, fortzusetzen und weiter in Verbindung zu bleiben.

Vertriebenensache schlecht gedient

Der Vertriebenen-Ausschuß beim SPD-Parteivorstand sprach sich in einer Sitzung gegen ein Verbleiben Oberländers im Amt aus. Der Sache der Vertriebenen, so heißt es in einer Entschließung, sei schlecht gedient, wenn ein so umstrittener Mann, der an der nationalsozialistischen Rassenpolitik beteiligt gewesen sei, rechtliche und moralische Interessen des deutschen Volkes vertreten solle. Die Vertriebenen hätten kein Verständnis dafür, daß sich Oberländer an seinen Posten klammere. An der Sitzung nahmen die Vertreter der Vertriebenen in der SPD aus den Bundesländern und die Bundestagsabgeordneten Reitzner, Jaksch, Rehs, Wehner und zeitweise Erler teil.

Diplomatische Beziehungen zu Osteuropa

Nach einem Beschluß des Bundestages, dem nach der letzten außenpolitischen Debatte von allen Parteien zugestimmt wurde, wird ein Unterausschuß die Voraussetzungen für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu osteuropäischen Staaten überprüfen. Die SPD-Fraktion wählte in diesen Ausschuß die Abgeordneten Jaksch, Paul und Mattick.

Planungs-Tagung der Oder-Neiße-Gesellschaft

In Allenstein fand eine Tagung des „Wissenschaftlichen Rates der Gesellschaft für die Entwicklung der Westgebiete" statt. Die polnischen Experten begutachteten die Pläne für die Jahre 1961/65, die für die Oder-Neiße-Gebiete aufgestellt worden sind. Insbesondere wurden Fragen der „Entwicklung von Städten und Dörfern" erörtert. Außerdem diente die Sitzung der Wissenschaftler einer Vorbereitung der Plenartagung der polnischen Oder-Neiße-Gesellschaft, die im Januar 1960 stattfinden soll.

PRESSESPIEGEL

„Humanisierte" Bombe

„Ein guter Kenner der amerikanischen Kernwaffenentwicklung, der Journalist William Laurence, schreibt in seinem Buch ‚Men and Atoms': ‚Wir (Amerikaner) sind im Begriff, die Wasserstoffbombe zu humanisieren, indem wir ihre enorme Zerstörungskraft auf Luftdruck und Feuer beschränken.'

Schon bei dem Wort ‚saubere Bombe' zuckt man zusammen. Eine Wasserstoffbombe zu ‚säubern' ist wohl ebenso hoffnungslos wie einen Mohren weiß zu waschen. Auch ist der Tod unter Trümmern und an Brandwunden nicht weniger qualvoll als der Strahlentod. Aber bei dem Wort ‚humanisieren' zuckt man zweimal zusammen; denn es gibt nur eine humane Atombombe, das ist keine Bombe, und nur einen humanen Atomkrieg, das ist kein Atomkrieg.

Man kann weiter fragen, ob eine ‚Beschränkung der Zerstörungskraft auf Luftdruck und Feuer', die nur dem Gegner zugute kommt, eine andere Wirkung haben kann, als dem Gegner (der die schmutzige Bombe anwenden wird; denn er hat keine andere) den Entschluß zum Krieg zu erleichtern!

Es sieht fast so aus, als sei bei den amerikanischen ‚Bombenwäschern' der technische Ehrgeiz der menschlichen Vernunft davongelaufen und als sei hier der Punkt erreicht, wo die Technik nicht mehr dient, sondern herrscht und von ihrem Herrschertum aus verkündet: Was menschlich ist, bestimme ich!"

Die Welt, Hamburg

Infantiler Unsinn

„Gelegentlich befällt einen so etwas wie Bedauern und Mitleid mit jenen Staatsführern und Militärs, die zwischen Rüstung und Abrüstung wie zwischen Scylla und Charybdis in atemlosem Zickzackkurs hin und her steuern müssen. Ihre Aufgabe ist unmöglich und lächerlich. Sie müssen der Welt beweisen, daß ihre eigenen Rüstungen natürlich geringer seien als die der Gegenseite. Gleichzeitig müssen sie aber beweisen, daß sie selber selbstverständlich trotzdem die Stärkeren und besser Gerüsteten sind, damit niemand Zweifel an der eigenen Überlegenheit bekommt. Soeben haben sie hüben und drüben wieder eine Runde dieser Unwürdigen Tätigkeit hinter sich, deren Infantilität sie nicht zu beschämen scheint. Nikita Chruschtschow hat großspurig seine Truppenreduktion verkündet und weltum alle Staaten aufgefordert, desgleichen zu tun. Gleichzeitig hat er aber betont, daß dadurch das Verteidigungspotential der Sowjetunion gar nicht geschwächt werde und daß die Sowjetunion nach wie vor der stärkste Staat der Welt sei. Da konnten der amerikanische Verteidigungsminister Gates und sein Zwilling Nathan Twining nicht zurückstehen. Sie wiesen im selben Atemzug nach, daß die USA abgerüstet hätten wie niemand sonst, daß aber selbstverständlich die Militärmacht der USA viel größer und wirksamer sei als diejenige der Sowjetunion . . . Das ist dieselbe Logik, mit der Adenauer seit Jahren brilliert, wenn er erklärt, die Bundeswehr sei eine reine Miniaturangelegenheit, die niemanden beunruhigen könne, gleichzeitig aber behauptet, Europa könne nur mit der Bundeswehr verteidigt werden. Wie lange man wohl noch wagen kann, der Weltöffentlichkeit feierlich derartigen Unsinn vorzutragen?"

Die Tat, Zürich

Adenauer kein entscheidender Faktor mehr

„Dr. Adenauers Berliner Erklärung hat im wesentlichen nichts geändert. Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind der Auffassung, daß bessere Abmachungen mit Rußland über Berlin ausgehandelt werden könnten, und sie sind entschlossen, dies zu versuchen.

Die beiden großen westlichen Mächte sind heute der Meinung, daß der gesetzliche Status von Berlin so bleiben sollte, wie er ist. Lieber sähen sie allerdings, wenn sich vertraglich niedergelegte Abmachungen mit Rußland über den Zugang (auch Berlin) erreichen ließen, und zwar dergestalt, daß die Russen nicht länger die Berliner Frage dazu benutzen könnten, einen Druck auf den Westen auszuüben.

Ein Schritt in dieser Richtung ist im vergangenen Sommer auf der Genfer Konferenz getan worden. Großbritannien und die Vereinigten Staaten werden sich bemühen, diese Linie auf der Gipfelkonferenz im Mai weiterzuführen.

Dr. Adenauer ist kein entscheidender Faktor in diesem Streit mehr. Es ist verständlich, daß er weiterhin seine eigene starre Haltung bekundet, besonders bei einem Besuch in Berlin."

The Daily Telegraph, London

NATO-Ausrüstung überholt

„Die Waffen, die sich heute in den Händen der NATO-Streitkräfte befinden, müssen ersetzt werden, wenn diese Streitkräfte kampffähig bleiben sollen. Viel von dieser Ausrüstung, außer der der britischen Streitkräfte, ist von den Vereinigten Staaten vor zehn Jahren als Geschenk zur Verfügung gestellt worden. Panzer, Flugzeuge und andere Ausrüstung sind veraltet und abgenutzt. Um die NATO-Streitkräfte in den nächsten fünf Jahren mit einer Mindestausrüstung zu versehen, müßten die europäischen Mitglieder der NATO etwa 10 Milliarden Dollar (42 Mrd. DM) mehr ausgeben, als sie jetzt ausgeben — durchschnittlich zwei Milliarden Dollar im Jahr —, und diese Schätzung geht noch davon aus, daß die amerikanische Militärhilfe mindestens bis zu einer Höhe von einer Milliarde Dollar im Jahr festgesetzt wird. Alles das bedeutet, daß die europäischen Länder ihren Verteidigungshaushalt um 5 bis 25 Prozent erhöhen müssen."

US News and World Report



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Eichland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen, Kto.-Nr. 1032, Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte, Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe, Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung, Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel. 37 68, Postscheckkonto Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

HELA – Halbinsel der Deutschen

Deutsche Sprache vorherrschend / Fischerhäuser wie anderswo in Deutschland

Der bunten Vielfalt der westpreußischen Landschaft mit ihren ungezählten Seen, den Flüssen und fruchtbaren Niederungen, den bewaldeten Höhen und kiefernbestandenen Heideflächen fügt sich im Norden eine einzigartige geologische Besonderheit an: der schmale, weit in die Ostsee hineinragende Arm der Halbinsel Hela.

Das, was die rauhe und ungestüme Nordsee dem deutschen Land an Boden entriß, scheint hier die ruhige und sanftere Ostsee gutmachen zu wollen, wenn sie Jahr für Jahr und Tag für Tag unermüdlich an einem Landstreifen baut, auf dem heute schon mehrere tausend Menschen Raum und Nahrung finden. Wenn die Ostsee einmal hier ihr Werk vollendet haben wird, dann werden die Menschen von Danzig über eine schmale Landbrücke zu Fuß gehen können; dann wird aus einem Stück Meer ein Binnensee oder ein Haff geworden sein und aus der Halbinsel Hela ein fester Landstreifen oder eine Nehrung.

Die Menschen, die diesen Landstrich bewohnen, sind Fischer, Schiffsbauer, Handwerker und vereinzelt auch Kleinbauern. Sie kamen vor mehr als 700 Jahren aus westdeutschen Provinzen hierher, zu einer Zeit, als der Deutsche Ritterorden damit begann, das öde und nahezu menschenleere Land zu kultivieren und zu christianisieren. Bis dahin lebte in diesem Raum der baltische Volksstamm der Kaschuben in Nachbarschaft mit den seit Jahrhunderten völlig untergegangenen Volksgruppen der Pruzzen und Pomesanier. Die kleine Minderheit der Kaschuben, deren reiche Volkskunst und vielseitiges Brauchtum bis zum heutigen Tage erhalten blieb, bildete durch Jahrhunderte eine untrennbare deutschsprachige Einheit mit den Menschen aus Franken und Westfalen.

Da die Halbinsel Hela bereits 1919 durch das Versailler Diktat zusammen mit dem überwiegenden Teil der Provinz Westpreußen Polen überantwortet wurde, hatten die Menschen es gelernt, neben ihrer deutschen Muttersprache auch polnisch zu sprechen. Während man untereinander bis 1939 ausschließlich nur deutsch sprach, war die polnische Sprache nur beim Verkehr mit den Behörden gebräuchlich. Diese Zweisprachigkeit der Bevölkerung hatte 1945, als Millionen deutscher Landsleute aus ihrer ostdeutschen Heimat flüchteten, zur Folge, daß diese oft in ihrem Land verblieb und bis zum heutigen Tage für Polen eine unüberwindliche Deutschtumsinsel darstellt.

Vor einiger Zeit besuchte ich Hela. Täglich verkehren Passagierschiffe zwischen Gotenhafen und der Halbinsel, und dieser Weg über die Ostsee ist abwechselungsreicher und weniger zeitraubend, als wenn man versucht, mit dem Zug dorthin zu kommen. Bereits auf dem Schiff bemerkte ich erstaunt, wie viele Menschen sich hier der deutschen Sprache bedienten und miteinander über ihre alltäglichen Sorgen sprachen, so, als sei man sonst irgendwo in Deutschland.

Die Polen, die nach 1945 und später hierher in dieses ihnen fremde Land kamen, fühlten sich von der Sprache her schon als Fremde und Eindringlinge und zogen weiter, weil sie nicht Fuß zu fassen vermochten. Von den wenigen polnischen Familien, die dennoch hier verblieben, werden die Deutschsprechenden etwas verächtlich „Kaschubskis" oder „Schwaben" genannt, zumal deren Lebensgewohnheiten sich von den ihren grundsätzlich unterscheiden. Diese „grundsätzlichen" Unterschiede finde die Polen schon in den kleinsten Dingen des alltäglichen Lebens.

Mit einem polnischen Journalisten, mit dem zusammen ich die Halbinsel besuchte, unternahm ich von Hela aus eine Wanderung in Richtung Heisternest. Da ich auf diesem Wege gern auch mit Deutschen sprechen wollte, suchten wir nach einem Haus. Als wir von weitem ein strohgedecktes Fischerhäuschen ausmachten, vor dem auf der Leine lustig Wäsche flatterte, sagte mir mein polnischer Begleiter: „Sehen Sie da, da wohnen „Kaschubskis." Ich fragte ihn, wie er denn schon aus dieser Entfernung feststellen könnte, daß dort Deutsche und nicht Polen leben. „Das ist sehr einfach", entgegnete er mir, „denn meine Landsleute, die aus Ostpolen hierherkamen, hängen ihre Wäsche nicht auf die Leine, sondern auf einen Staketenzaun, den sie sich um jedes Haus herum bauen", fügte er lächelnd hinzu, „müssen das dort schon „Kaschubskis" sein, ihre Wäsche ist viel zu weiß . . ."

Wie in Hela selbst, so gehen auf der ganzen Halbinsel die Menschen ihrem gewohnten Tagewerk nach. Wenn man mit einem Fischer dort spricht und zum Fischessen eingeladen wird, so berichtet er nicht von den politischen Veränderungen, die sich nach 1945 vollzogen haben. Daß Hela heute von den Polen verwaltet wird, ist ihm nichts Neues mehr, denn er hat es schon einmal zwanzig Jahre hindurch erlebt. Er erzählt von seiner Arbeit, seinem Fang und klagt nur ab und zu darüber, daß er kein gutes Gerät kaufen kann und nicht dort fischen darf, wo er es gern möchte.

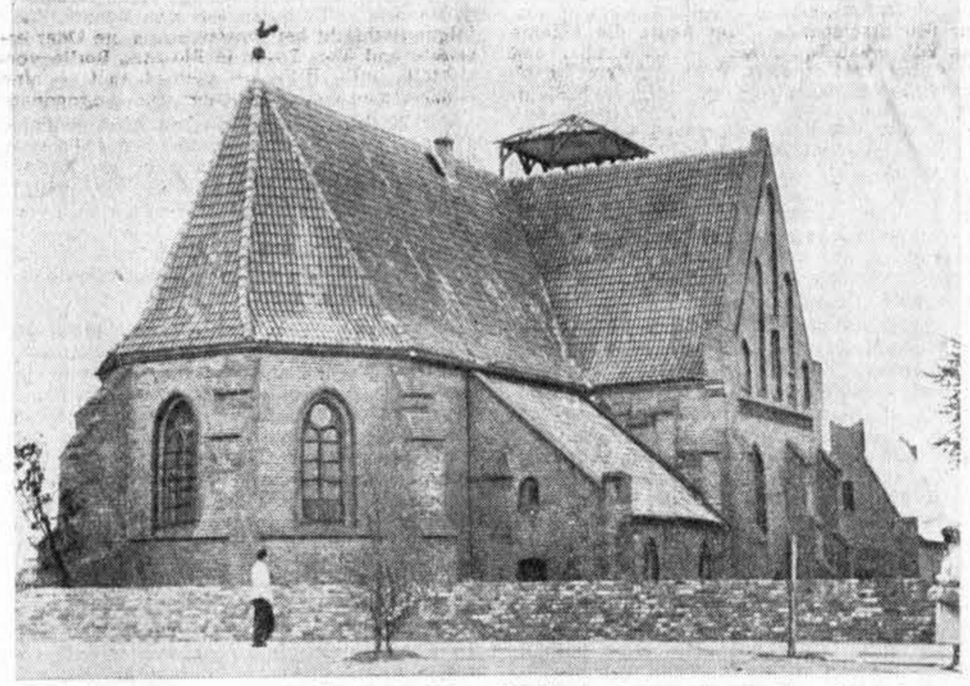
Die Halbinsel Hela hat bis vor kurzem zu einem militärischen Sperrgebiet gehört, das sich bis auf wenige Teilstrecken an der ganzen polnisch verwalteten Ostseeküste hinzog. Hela starrt auch heute noch von militärischen Anlagen, Kriegsschiffen und Soldaten. Die Stadt Hela zählt heute etwa 1100 Einwohner, dagegen haben 7000 Marineinfanteristen ihre behelfsmäßigen Unterkünfte in der bewaldeten Umgebung der Stadt. So ist ein Zivilist unter den vielen Soldaten schon eine Seltenheit in Hela.

Der Zugang zum Strand an der offenen Meerseite ist Zivilpersonen nur auf schmalen Schneisen gestattet, und den Fischern sind in Küstennähe kleine, genau begrenzte Fangbereiche zugewiesen worden. Dies geschah, weil man sonst Einblick in die militärischen Anlagen dort haben könnte, die in dem kilometerlang hermetisch abgeriegelten Strand und Dünenstreifen dort entstanden. Hin und wieder kann man aber erkennen, daß dort eine Unzahl von Betonbunkern gebaut wurden, aus denen die Rohre mittlerer und schwerer Geschütze ragen. Warum dort eine solche Verteidigungsanlage entstand, kann man von der einheimischen Bevölkerung kaum erfahren. Sie sagen, daß sie alles, was die Polen dort tun, wenig interessiert, solange man sie in Ruhe läßt. Und das hat der polnische Staat bisher klugerweise getan und sie darüber hinaus als Angehörige des alten „slawischen Volksstammes der Kaschuben" umworben und ihnen weitgehende Minderheitenrechte eingeräumt.

So ist dann die Halbinsel Hela zur Halbinsel der Deutschen geworden, die dort wie vor Jahrhunderten, ihr eigenes Leben führen und ihre beständige Lebensart bewahren, so, wie auch das Meer nicht aufgehört hat, weiter an der Landbrücke zu bauen, die seit 1945 um mehr als 30 Meter wuchs.

Vielleit zeigt dieser Brückenbau der Natur den Menschen gleichnishaft einen Weg, einander zu verstehen, zu achten und miteinander zu leben, auch wenn man eine andere Sprache spricht und andere Lebensgewohnheiten seine eigenen nennt.

H.-G. Sch.



Die alte evangelische Kirche in Hela wird heute nicht mehr als Gotteshaus benutzt. Die polnische Verwaltung plant, hier ein Museum einzurichten, das im besonderen Maße dazu dienen soll, die kaschubische Volkskunst als polnisches Kulturgut zu deklarieren.

Foto Schneege

Kurzmeldungen aus der Heimat

Beleidigungen werden bestraft

Die polnischen Gerichte in den besetzten deutschen Ostgebieten sind vom Warschauer Justizministerium angewiesen worden, jetzt „nationalistische Beleidigungen" von Deutschen durch Polen strafrechtlich zu verfolgen. In einer Reihe von Fällen sind bereits Polen zu erheblichen Geldstrafen verurteilt worden, weil sie in den deutschen Ostprovinzen Deutsche bzw. dort angesiedelte Ukrainer beleidigt haben.

Kein polnischer Volkswagen

Die Warschauer Behörden halten es für unmöglich, mit der Herstellung eines polnischen Volkswagens schon jetzt zu beginnen. Man plante, in der ehemaligen Hansestadt Danzig eine neue Automobilfabrik zu errichten. Für die Erzeugung eines solchen Wagens hätte man eine Fabrik mit einem Ausstoß von wenigstens 60 000 Stück jährlich bauen und dafür 1,5 Milliarden Zloty investieren müssen. Infolge der ungenügenden Einkommenslage der polnischen Bevölkerung besteht für eine derart große Zahl von Fahrzeugen keine Absatzmöglichkeit.

Jazzorchester in der Wagner-Waldoper

In der nächsten Sommersaison soll die Zoppoter Waldoper, die zu deutscher Zeit als Richard-Wagner-Festspielstätte berühmt geworden ist, für Tanzrevuen und Jazzorchester freigegeben werden. Bekannte polnische Tanzkapellmeister bemühen sich schon jetzt bei den polnischen Behörden um die Genehmigung für einen Jazz-Wettbewerb unter Beteiligung ausländischer Kapellen.

Ärzte ohne Diplom

Einen Riesenskandal gab es in der ostpreußischen Stadt Allenstein, als eine Kommision des Warschauer Gesundheitsministeriums die Personalpapiere und Urkunden der praktischen Ärzte überprüfte. Es stellte sich heraus, daß 90 Prozent aller Ärzte ohne akademisches Abschlußexamen im Staatsdienst standen und vielfach eine gutgehende Praxis betrieben. Zehn „Ärzte" konnten lediglich ihre längere Tätigkeit als Sanitätsunteroffiziere nachweisen.

Maßnahmen gegen Ärztemangel

Der Ärztemangel in dem von Polen verwalteten Teil von Ostpreußen soll durch eine Verordnung behoben werden, wonach junge Ärzte eine mehrmonatige Tätigkeit in Ostpreußen nachweisen müssen, bevor sie eine Praxis in Polen eröffnen dürfen.

Ausbau des Posener Flughafens

Der Flugplatz von Posen soll bis November zum zweitgrößten polnischen Flughafen ausgebaut werden und dann als Ersatzhafen für den Warschauer Flugplatz Okecie dienen. Für moderne schwere Passagierflugzeuge, die bei ungünstigen Witterungsbedingungen in Okecie nicht landen konnten, hat es bisher in Polen keine Ausweichhäfen gegeben. Die Start- und Landebahnen in Posen werden derart ausgebaut, daß sie eine Abwicklung des Flugverkehrs mit allen gängigen Typen gestatten.

Oder-Neiße kein Gesprächsthema

Enttäuschung in Warschau über Haltung des sowjetischen Ministerpräsidenten

Wie der „Pressedienst der Heimatvertriebenen" aus gut unterrichteter Warschauer Quelle erfährt, hat der Sowjetbotschafter in Polen, Abrasimow, kürzlich in diplomatischen Kreisen erklärt, daß der sowjetische Ministerpräsident Chruschtschow nicht beabsichtige, die Oder-Neiße-Frage auf der bevorstehenden „ersten Gipfelkonferenz" in Paris zu erörtern.

Chruschtschow werde sich, so sei aus den Ausführungen Abrasimows zu entnehmen gewesen, auf dieser Konferenz auf die Erörterung der Abrüstungsfrage konzentrieren, wobei er alles vermeiden wolle, was eine „günstige Atmosphäre" für diese Besprechungen beeinträchtigen könne.

Wie hierzu bekannt wird, haben diese Ausführungen des Sowjetbotschafters in Warschau in polnischen politischen Kreisen eine gewisse Enttäuschung ausgelöst, zumal die Warschauer Regierung die Hoffnung gehegt habe, der sowjetische Ministerpräsident werde angesicht der politischen Haltung Frankreichs in der Oder-Neiße-Frage „schon aus taktischen Gründen" eben dieses Problem aufrollen, bei dem Diskrepanzen in der Haltung der einzelnen NATO-Partner in Erscheinung getreten seien.

Lob der „Authochthonen"

Das Zentralorgan der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", die „Trybuna Ludu", bringt ihre Genugtuung darüber zum Ausdruck, daß die Landwirtschaft im Oppelner Gebiet im Jahre 1959 „beträchtliche Fortschritte erzielt" habe. Die Zahl der Rinder habe sich hier im Jahre 1959 um 9000 auf 311 000 Stück erhöht, auch die Milchablieferung sowie die Geflügelzucht habe sich hier gut entwickelt. Der Kreis Neustadt O/S sei der einzige Kreis, in welchem sich im Vorjahre die Zahl der Schweine nicht vermindert habe. Dies wurde erreicht, obwohl die „Trybuna Ludu" auf „Disproportionen" hinweist, die zwischen den Wirtschaften der alteingesessenen „authochthonen" Bevölkerung und den Gehöften der polnischen Neusiedler zu beobachten seien. Unter Anführung von Zahlenangaben weist das polnische Blatt nach, daß die guten Ergebnisse der Landwirtschaft im Oppelner Land vornehmlich auf die hervorragenden Leistungen der in der Heimat verbliebenen deutschen ländlichen Bevölkerung zurückzuführen sind.

Herder-Haus in Mohrungen

Zu unserem Bericht „Herder-Haus in Mohrungen unversehrt" in der Januar-Ausgabe teilt uns Dr. Richard Breyer aus dem Johann Gottfried Herder-Institut in Marburg/L. mit, daß das Geburtshaus von Johann Gottfried Herder in Mohrungen zwar 1945 unversehrt geblieben, infolge mangelnder Pflege aber nachträglich verfallen sei. Es soll, wie ihm anläßlich seines Besuches in Mohrungen im Juni 1959 von maßgeblicher Seite versichert wurde, wieder errichtet werden, da sich Herder bei den Polen einer gewissen Hochachtung erfreut.

Propagandaausstellung über die Oder-Neiße-Gebiete

Die polnische Propaganda-Wanderausstellung „Die Wahrheit über die Westgebiete" soll nunmehr, wie „Slowo Powszechne" berichtet, in sämtlichen niederschlesischen Kreisstädten gezeigt werden. Bisher war die Ausstellung in der Stadt Oppeln sowie in sieben Kreisstädten des Regierungsbezirks Oppeln zu besichtigen.

120 Milliarden Ostverluste

Bringt die LAG-Novelle Beseitigung des Mißverhältnisses zwischen Einheitswert und gemeinem Wert

Die ostdeutschen Vermögensverluste sind nach einer dpa-Meldung von Dr. Reichling vom Bundesausgleichsamt mit 100 Milliarden Mark beziffert worden. Hinzu kämen noch 20 Milliarden Mark Vermögensverluste der öffentlichen Hand. Es erscheint erforderlich, diese Zahlen zu kommentieren, und zwar teils auf Grund der Veröffentlichungen des Bundesausgleichsamtes und teils auf Grund der Statistik des Deutschen Reiches (Einheitswertstatistik 1935).

Es sind von den im Bundesgebiet und in West-Berlin wohnenden und antragsberechtigten (d. h. bis zum 31. 12. 1952 nach Westdeutschland zugezogenen) Vertriebenen 820 000 verlorene landwirtschaftliche Objekte angemeldet worden, deren Wert zusammen (nach gemeinen Werten von 1938) mit 28 Milliarden RM beziffert wird. Es wurden weiter 800 000 Grundvermögensverluste geltend gemacht, deren Wert mit 12 Milliarden RM angesetzt wurde. Für die angemeldeten 420 000 verlorenen gewerblichen Betriebe wird der Schadenswert mit 10 Milliarden RM, einschließlich der juristischen Personen mit 13 Milliarden RM, geschätzt. Landwirtschaftsvermögen, Grundvermögen und Betriebsvermögen zusammen erreichen mithin eine Ziffer von 53 Milliarden RM. Hinzu kommen 3,15 Millionen Hausratsverluste im Werte von zusammen 9 Milliarden RM, so daß sich der Gesamtschadensbetrag auf 63 Milliarden RM erhöht.

Die angemeldeten Anspruchsverluste (Sparguthaben usw.) erreichen 12 Milliarden RM, jedoch können sie in der Gesamtordnung nicht einbezogen werden, weil ihnen entsprechend große Schulden gegenüber stehen. Für die Fälle, in denen der Schuldner die öffentliche Hand ist, müßte allerdings ein Teilbetrag der 12 Milliarden RM in einer die öffentliche Hand nicht berücksichtigenden Gesamtordnung Berücksichtigung finden. Es seien aus diesem Grunde — geschätzt — 3 Milliarden RM den 62 Milliarden RM hinzugefügt, so daß sich ein Betrag von 65 Milliarden RM ergibt. Diese 65 Milliarden RM muß man bezüglich der Fälle aufstocken, die in der Feststellungsstatistik nicht berücksichtigt sind, weil die Antragsberechtigung nicht vorlag. Wegen dieser Fälle wird sich eine Erhöhung um ca 7 %, d. h. um annähernd 5 Milliarden RM auf 70 Milliarden RM ergeben.

In der sowjetischen Besatzungszone wohnen etwa 4 Millionen Vertriebene, in Österreich 0,04 Millionen. Da diese beiden Gruppen zusammen 42 % der Vertriebenen in der Bundesrepublik und West-Berlin ausmachen, müssen 42 % von 70 Milliarden RM zugezählt werden, d. h. 29 Milliarden RM. Es ergibt sich ein Endwert von 99 Milliarden RM. Berücksichtigt man auch jene 2,8 Millionen ostdeutsche Menschen, deren Verbleib ungeklärt ist, so müßten noch weiter 30 % = 21 Milliarden RM hinzugeschlagen werden, so daß sich ein Endwert von 120 Milliarden RM ergibt.

All diese Berechnungen sind in gewissem Umfange nur Schätzungen. Das einzige „sichere" Grundmaterial ist die Statistik der steuerlichen Einheitswerte von 1935. Für die 9,6 Millionen Einwohner umfassenden reichsdeutschen Vertreibungsgebiete werden 7,4 Milliarden RM landwirtschaftliches Vermögen, 6,6 Milliarden RM Grundvermögen und 2,8 Milliarden RM an Betriebsvermögen gezählt; das ergibt 16,8 Milliarden RM insgesamt. Da die Zahl der im Sinne des Lastenausgleichs antragsberechtigten Vertriebenen in Westdeutschland unterhalb der Ziffer von 9,6 Millionen liegt, wird man vergleichsweise einen Abschlag von 7 % machen müssen, so daß sich für Wirtschaft 6,1 Milliarden RM, für Grundvermögen 6,2 Milliarden RM, für Betriebsvermögen 2,6 Milliarden und für die Gesamtziffer 15,6 Milliarden RM ergeben. Bei der Berechnung von Herrn Dr. Reichling ist somit für das landwirtschaftliche Vermögen die Differenz zwischen Einheitswert und gemeinem Wert mit rund 400 %, für das Grundvermögen mit rund 200 % und für das Betriebsvermögen (Berücksichtigung der Weiterentwicklung zwischen 1935 und 1945 und der in den Einheitswerten großenteils nicht berücksichtigten freien Berufe) mit rund 250 % angenommen worden. Für die Forderungen der Vertriebenen zur 13. LAG-Novelle ist diese Feststellung von eminenter Wichtigkeit.

Zeitplan für zweite Rentenanpassung

Falls Höchstgrenze bereits überschritten, tritt keine Kürzung in Kraft

Wie der **Verband Deutscher Rentenversicherungsträger** bekanntgab, wurde für die Durchführung der Anpassung der Renten ein gemeinsamer Zeitplan aufgestellt. Danach wird jeder Rentenempfänger Ende **Februar 1960** bei der Auszahlung der Märzrente je einen Empfangsschein über den Nachzahlungsbetrag ab 1. Januar bis März 1960 und über den neuen angepaßten Rentenbetrag für den Monat April 1960 erhalten. Die Nachzahlungsbeträge für die Monate Januar bis März 1960 werden zwischen dem 10. und 20. März 1960 ausgezahlt, die laufende Auszahlung der angepaßten Renten wird erstmalig für den Monat April 1960 erfolgen.

Damit die Anpassung der rund 7,6 Millionen Renten rechnerisch in wenigen Wochen durchgeführt werden kann, waren umfangreiche Arbeiten zu leisten. Bis zum 1. Dezember 1959 mußten die Versicherungsanstalten den 7 Rentenberechnungsstellen der Bundespost die mit den erforderlichen Angaben vervollständigten Lochkarten für die einzelnen Renten zurücksenden. Bis Ende Dezember haben die Rentenrechnungsstellen die ergänzenden Lochungen bereits durchgeführt. Die eigentliche rechnerische Durchführung der Anpassung soll bis zum 19. Februar 1960 erledigt sein.

Die Anpassung erfolgt in der Weise, daß der Rentenzahlbetrag für Januar 1960 einschließlich des Kinderzuschusses für jedes Kind, abzüglich der der Rentenanpassung nicht unterliegenden Rententeile — das sind der Sonderzuschuß und die Steigerungsbeträge aus Beiträgen der Höherversicherung — mit dem „Faktor" **1.0594** vervielfältigt wird. Dem so ermittelten Betrage werden die der Anpassung nicht unterliegenden Rententeile wieder hinzugefügt; das Ergebnis ist die neue „angepaßte" Rente.

Auch für die Anpassung der Renten gelten Höchstgrenzen. Renten aus der Arbeiterrentenversicherung und der Angestelltenversicherung, die auf Versicherungsfällen des Jahres 1958 beruhen und nach den Berechnungsvorschriften des neuen Rechts festgestellt worden sind und bisher der Begrenzung unterlagen, erfahren eine Sonderregelung. Der Rentenempfänger, dessen Rente im Jahre 1958 der Begrenzung unterlag, soll bei der Anpassung bei der zweiten Rentenanpassung so gestellt werden, als wäre seine Rente ohne Änderung der übrigen Berechnungsfaktoren mit der allgemeinen Bemessungsgrundlage für das Jahr 1959 berechnet worden.

Das zweite Rentenanpassungsgesetz enthält eine Begrenzungsvorschrift, wenn bei Berufsunfähigkeits-, Erwerbsunfähigkeitsrenten und Altersruhegeldern, die nach der neuen Rentenformel berechnet worden sind, die persönliche Bemessungsgrundlage den Grenzwert von **199,50** Prozent übersteigt. Für die übrigen Renten, insbesondere für die mit Faktor umgestellten Renten, gelten neue Höchstbeträge, die sich aus der Änderung der Beitragsbemessungsgrenze im Jahre 1959 ergeben.

Soweit die Höchstgrenze schon bisher überschritten wurde, bleibt auch bei der zweiten Rentenanpassung der Besitzstand gewährleistet, eine Kürzung tritt nicht ein.

Siedlerschule Katlenburg

Die Ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule in Katlenburg (Harz) beginnt Ostern 1960 ihr neues Schuljahr. Die Schule will Töchtern sowohl von Vertriebenen als auch von Einheimischen eine abgeschlossene ländlich-hauswirtschaftliche Ausbildung vermitteln. Der Lehrstoff entspricht dem der Unterklasse einer Landfrauenschule. Als Aufnahme gelten Mindestalter 17 Jahre, abgeschlossene Volks- und Berufsschulbildung und 3jährige ländlich-hauswirtschaftliche Praxis (Lehrzeit).

Die zukünftige Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft erhält hier die erforderliche Fachausbildung. Es stehen jedoch den abgehenden Schülerinnen je nach Wunsch und Neigung auch verwandte Berufe offen, z. B. Heim- oder Wirtschaftsleiterin in Sanatoriums-, Pensions- oder Gutsbetrieben, Beratungstechnikerin, landwirtschaftlich-technische Assistentin in Staat- oder Tierzuchtinstituten, landw. Rechnungsführerin.

Ausbildungsbeihilfen können aus Lastenausgleichs-, Grünen-Plan- bzw. Landjugendplanmitteln beantragt werden.

Weitere Auskünfte erteilt die Ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule der Siedlerschule Katlenburg/Harz, Krs. Northeim/Han.

Wohnungsbau-Kredit für Aussiedler

Darlehen aus ERP-Sondervermögen Förderung durch Landesmittel

Der Bundesschatzminister hat im Einvernehmen mit dem Bundesminister für Wohnungsbau 2,5 Millionen DM für Kredite aus Mitteln des ERP-Sondervermögens zur Verfügung gestellt, um im Bundesgebiet die Finanzierung von Wohnheimplätzen für alleinstehende Aussiedler aus den Vertreibungsgebieten und Zuwanderer aus der sowjetischen Besatzungszone zu fördern.

Die Kredite können gewährt werden, wenn sie der anteiligen Finanzierung des Neubaues, des Ausbaues oder der Erweiterung von Wohnheimen insbesondere für solche Aussiedler und Zuwanderer dienen, die das 24. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, und wenn am Ort des Wohnheimes ausreichende und dauerhafte Arbeitsmöglichkeiten bestehen oder erwartet werden können.

Die Kreditbedingungen — Zinssatz, Laufzeit, tilgungsfreie Jahre — richten sich im Einzelfall nach den Modalitäten der Baufinanzierung. In der Regel können je Heimplatz bis zu 2000 DM bereitgestellt werden.

Um das Bauvolumen zugunsten der Aussiedler und Zuwanderer zu erhöhen, haben sich die Bundesländer bereit erklärt, über die vom Schatzminister freigegebenen 2,5 Millionen D-Mark hinaus Landesmittel zur Verfügung zu stellen. Antragsberechtigt sind sämtliche Bauträger — unbeschadet ihrer Rechtsform.

Die Anträge können bei den für die Bewilligung öffentlicher Wohnungsbaumittel zuständigen Landesdienststellen eingereicht werden. Berücksichtigt werden jedoch nur solche Bauvorhaben, bei denen die Grundstücksbeschaffung sowie die Finanzierung geklärt sind und mit deren Ausführung unverzüglich begonnen werden kann.

Nach Zustimmung des Bundesschatzministeriums werden die bereitgestellten ERP-Mittel dem Bauherrn als Darlehen über die Kreditanstalt für Wiederaufbau zur Verfügung gestellt.

Dr. Lukaschek verstorben

Ein Leben für die Entrechteten und Unterdrückten

Am 26. Januar ist in einer Freiburger Klinik der erste Bundesminister für Vertriebene, Dr. Hans Lukaschek, im Alter von 74 Jahren an einem Herzschlag gestorben. Dr. Lukaschek, der am 22. Mai 1885 in Breslau geboren wurde, war nach Beendigung seines Studiums in der Verwaltung oberschlesischer Städte tätig. Im Jahre 1916 wurde er Bürgermeister von Rybnik, später Oberbürgermeister von Hindenburg O/S. Im Jahre 1919 gehörte er als deutsches Mitglied der gemischten Kommission in Kattowitz an. Große Verdienste erwarb er sich insbesondere in der Zeit des oberschlesischen Abstimmungskampfes und als Oberpräsident der Provinz Oberschlesien. Nach 1933 war er als Rechtsanwalt in Breslau tätig, wo er vornehmlich Gegner des nationalsozialistischen Regimes verteidigte. Im Jahre 1940 schloß er sich dem Kreisauer Kreis an. In der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1944 wurde er verhaftet und erlebte das Kriegsende im Gefängnis in Berlin.

Dr. Lukaschek gehörte zu den Gründern der CDU. Er wurde zunächst zum Landwirtschaftsminister in Thüringen ernannt, flüchtete jedoch kurze Zeit später nach Westdeutschland, wo er anfangs an hervorragender Stelle im Gerichtswesen tätig war. Er zählte zu den Gründungsmitgliedern einer Reihe von Vertriebenenorganisationen und regte den Zusammenschluß der sich herausbildenden Landsmannschaften an. Nach Errichtung der Bundesrepublik wurde er von Bundeskanzler Dr. Adenauer mit der Leitung des Bundesministeriums für Vertriebene betraut, die er bis zum Jahre 1953 innehatte. Als Bundesvertriebenenminister nahm er sich insbesondere der Fragen des Lastenausgleichs an, wie er auch unermüdlich, jedoch vergeblich bemüht war, eine amerikanische Sonderanleihe für die wirtschaftliche und soziale Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge zu erwirken. In zahlreichen Ansprachen, Erklärungen und Botschaften trat er zugleich für das Recht auf die ostdeutsche Heimat und für die Herstellung guter Beziehungen zu den östlichen Nachbarn Deutschlands ein.

Bundespräsident Dr. Lübke würdigte in einem Telegramm, das er an Frau Lukaschek sandte, die Verdienste des Verstorbenen. Der Vorsitzender der SPD, Erich Ollenhauer, brachte namens der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands der Witwe des Verstorbenen sein herzliches Beileid zum Ausdruck.

Paul Hundertmarck-Wittgirren †

Am 29. Dezember 1959 wurde in Kummerfeld bei Pinneberg (Holstein) Paul Hundertmarck-Wittgirren, eine der markantesten Persönlichkeiten Ostpreußens zur letzten Ruhe gebettet. Paul Hundertmarck stammte aus Insterburg. Von 1896 bis 1920 gehörte der Verstorbene der Kaiserlichen Marine an, zuletzt im Range eines Fregattenkapitäns. Nach dem ersten Weltkrieg bewirtschaftete er die Güter seines Schwiegervaters im Kreise Insterburg. Unermüdlich setzte er seine Tatkraft im Dienste an seiner Heimat ein, vor allem an führender Stelle im Heimatbund während der ost- und westpreußischen Volksabstimmung 1920. Nach dem Verlust der Heimat 1945 trug Paul Hundertmarck-Wittgirren wesentlich zur Bildung von Zusammenschlüssen der ostpreußischen Heimatvertriebenen bei. Die Landsmannschaft Ostpreußen verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste 1958 den Preußenschild. Kurz vor Vollendung seines 83. Lebensjahres verschied Paul Hundertmarck am 23. Dezember 1959 in Kummerfeld.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Bisher sind die Jüngeren von Euch immer ein wenig zu kurz gekommen. Deshalb habe ich heute ein paar Bücher eigens für sie herausgesucht, für die Buben und Mädchen zwischen acht und zehn Jahren etwa.

Erinnert Ihr Euch noch daran, wie Ihr das erste Mal im Leben zur Schule gegangen seid? Ein aufregender Tag, nicht wahr? Auch Pimpchen, das quecksilbrige Nesthäkchen der Familie Petermann, findet das. Aber nicht nur der erste Schultag allein, nein, das ganze erste Jahr in der Schule wird für Pimpchen zu einer einzigen Kette von großen und kleinen Abenteuern. Ich bin sicher, daß Euch diese fröhliche und abwechslungsreiche Geschichte ebenso gut gefallen wird wie meinen eigenen Kindern.

Irmgard Sprenger: PIMPCHENS ERSTES SCHULJAHR. Buchausstattung v. Lilo Fromm. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 176 S., Halbleinen DM 6,80.

Nicht viel älter als Pimpchen sind die Zwillinge Robert und Regina, die Kinder des Tierarztes Dr. Rilling. Möchtet Ihr wohl wie die beiden in einem tierärztlichen Institut wohnen, wo Meerschweinchen gezüchtet werden? Aber nicht um die Meerschweinchen geht es in dem nächsten Buch, sondern um den Hund Peter. Hausmeister Poppmann will ihn weggeben und sich dafür einen reinrassigen Wachhund anschaffen. Doch er hat nicht mit Peters Freunden gerechnet, den beiden Zwillingen! Wie sie es Herrn Poppmann zum Trotz fertig bringen, daß Peter bleiben darf, erfahrt Ihr in dem reizend illustrierten Buch:

Irmgard Laarmann: PETER UND DIE ZWILLINGE. Buchausstattung von Lilo Fromm. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 176 S., Halbleinen DM 6,80.

Herr Pomeranzo besitzt ein kleines Karussell, mit dem er von Ort zu Ort zieht, von einem Jahrmarkt zum anderen. Aber seltsam, den hölzernen Karusselltieren scheint es bei Herrn Pomeranzo gar nicht besonders zu gefallen. Eines nach dem anderen macht sich auf geheimnisvolle Art aus dem Staube. Warum und wieso? Herr Pomeranzo wird es nie erfahren. Nur die Kinder, Heini, Giuseppe, Dumm-Trine und die anderen, wissen Bescheid. Wenn auch Ihr dem Geheimnis auf die Spur kommen wollt, dann lest:

Lisa-Marie Blum: DAS GEHEIMNISVOLLE KARUSSELL. Buchausstattung von der Verfasserin. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 112 S., Hochglanzfolie DM 4,90.

Wer ist Kriki? Ihre Kinder würden sagen: Sie ist die schönste und beste und liebste Entenmuter, die es auf Erden gibt. Mit ihren Kindern verbringt sie einen langen Sommer auf dem einsamen Waldsee. Der Fuchs und der Luchs, aber auch der Habicht stellen den Entenkindern nach. Einmal muß Kriki sogar ihr Leben aufs Spiel setzen, um die Kleinen zu retten! Aber im Herbst kann sie mit ihrer ganzen Kinderschar wohlbehalten nach Süden ziehen ... Ein schönes Tierbuch mit vielen großen bunten Bildern!

Steiner-Jaruska: KRIKI UND IHRE KINDER. Bilder von Wilhelm Jaruska. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, 64 Seiten, Halbleinen DM 5,90.

Das nächste Buch ist ein richtiger dicker „Wälzer", eigens geschaffen für kleine Leseratten! Es enthält auf 240 Seiten viele, viele lustige und nachdenkliche, kurze und längere Geschichten und Gedichte für Kinder, teils in Schreibschrift und teils in schönem klarem Druck. Sogar ein ganzes Kasperlstück findet Ihr darin, neben einer Menge flotter und zum Großteil bunter Zeichnungen. Wie das Buch heißt: Bitte:

DAS GROSSE BUCH FÜR UNSERE KLEINEN. Illustrationen von Jan Grabianski. Carl Ueberreuter Verlag, Wien-Heidelberg. 240 S., Leinen DM 14,80.

Wer ist bloß dieser verwegene kleine Bandit, der es nicht nur fertig bringt, daß die faulen Männer des mexikanischen Städtchens Santo Peculio in Zukunft etwas mehr arbeiten werden, sondern der auch bei der Flucht des berüchtigten Oberbanditen Don Emilio die Hand im Spiel hat? Die gesamte Polizei von Mexiko führt er an der Nase — und dabei ist er doch in Wirklichkeit ... Aber nein, das verrate ich Euch nicht! Das lest Ihr besser selber nach in dem besonders reich illustrierten Buch:

Karel Jaeger: DER KLEINE BANDIT. Mit vielen Zeichnungen von Cam. Carl Ueberreuter Verlag, Wien-Heidelberg. 96 Seiten, Pappband DM 5,80.

Tja, das ist schon eine vertrackte Geschichte, wenn der König eines Landes zuerst so klein ist wie ein Däumling, und wenn er dann plötzlich auf wunderbare Weise so groß wird, daß alle Lebensmittel seines Reiches nicht mehr ausreichen, um seinen Hunger zu stillen! Ihr meint, sowas gibt es nicht? Doch, sowas hat es gegeben, und zwar im Königreich Populusien. Mehr darüber erfahrt Ihr in dem lustigen Bilderbuch:

Günter Spang: KLEINER KÖNIG — GANZ GROSS. Illustrationen von Ulrik Schramm. Carl Ueberreuter Verlag, Wien-Heidelberg. 57 S., Pappband DM 7,80.

Möchtest Du einen Bernhardiner haben, einen von diesen ganz großen, prächtigen Riesenhunden? Was ein kleiner Junge mit solch einem großen Hund alles erlebt, wie sie den Vogel vor dem heranbrausenden Zug und das Kätzchen aus dem brennenden Haus retten — diese und andere Heldentaten findest Du in knappen Versen und vergnüglichen Zeichnungen dargestellt in dem Bilderbuch:

ICH UND MEIN HUND. Erzählt von Nancy Lord, gemalt von Paul Galdone. Verlag Herder, Freiburg. 32 S., Pappband DM 4,80.

Ganz zum Schluß ein Buch, das überhaupt nur aus Bildern besteht, bis auf eine knappe Einleitung von ganzen zwei Seiten! Es ist ein Zeichenbuch für Kinder und enthält rund 1500 Vorlagen zum Zeichnen von Menschen, Tieren, Pflanzen und Dingen. Wer ein bißchen Geschick hat im Umgang mit Papier und Bleistift, der kann eine ganze Menge daraus lernen.

Jean Arestein: WER ZEICHNET MIT? Eine Zeichenanleitung für Kinder. Boje-Verlag Stuttgart. 132 S., Pappband DM 3,50.

Damit genug für heute! Ich wünsche Euch viel Spaß beim lesen und bin mit herzlichem Gruß

Euer Otfried Preußler

Woher kommt der Ausdruck?



Einem den Rang ablaufen

So sagt man, wenn man jemandem zuvorkommt, ihn überholt, ihn auf diesem oder jenem meist geistigen Gebiete überflügelt. Ursprünglich ist die Bezeichnung für den sportlichen Wettbewerb gemeint gewesen. Der Rang war aber der „Rank", das heißt eine Wegbiegung, die der Überholende abschnitt, sich dadurch seinen Weg verkürzte und auf diese Weise zum Vorteil kam. Wir sehen also, daß es irrig ist, im Militärischen den Ursprung des Wortes „Rang" zu suchen. Der Militärrang hat mit diesem Ausdruck gar nichts zu tun.

„Die weise Vernunft gebietet es, gegen die Atombombe zu sein. Meine persönliche Einstellung zu diesem Problem? Ich habe als Soldat Städte wie Warschau brennen sehen und mir schon im Kriege geschworen, niemals wieder meine Hand denen zu leihen, die zu neuen Kriegen rüsten."

HANS-HELLMUT KIRST



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 2 — Februar 1960



Der Doktor mit der Laterne

Eine Geschichte aus Lambarene

Es ist schon lange dunkel. Der Vollmond steht am Himmel und gießt sein silbernes Licht über das schlafende Spitaldorf. Die Bananenstauden in der Pflanzung glänzen gespenstisch und spiegeln sich im träge fließenden Wasser des Flusses. Grillen zirpen, und Leuchtkäfer durchschwirren die Dunkelheit. Der Urwald träumt; mächtig reckt sich die hohe Wand seiner Bäume gegen den Sternenhimmel auf. Der laute Lärm der gelbgefiederten Webervögel ist verstummt. Sie sind in ihren Hängenestern auf den Mangrovebäumen und Ölpalmen zur Ruhe gegangen.

Von einigen Krankenbaracken dringt Stimmengewirr in die leeren Spitalgassen. Alle Lichter sind erloschen bis auf das eine, das jede Nacht als letztes erlischt, das Licht des Doktors.

Behutsam öffnet sich die Türe in seinem Hause, und langsam schaukelt ein Laternenlicht den schmalen Weg zu den Krankenbaracken hinab. Albert Schweitzer macht seinen abendlichen Gang zu den Schwerkranken und Operierten. Auf Zehenspitzen geht der Doktor zu einer Pritsche. Er stellt die Laterne ab und hebt vorsichtig das Moskitonetz, das zum Schutz gegen Stechmücken und Schnaken über den Kranken gespannt ist. Joseph, der Heilgehilfe, steht daneben.

„Schläfst du?" fragt er flüsternd den Patienten.

„Nein, Oganga."

„Hast du noch Schmerzen?"

„Ja, aber nicht mehr schlimm!"

„Bald wird es dir besser gehen, morgen besuche ich dich wieder, gute Nacht und schlaf wohl!"

Der Doktor hält noch eine Weile die schwarze Hand des Kranken in der seinen, dann greift er zur Laterne und geht weiter. Im Raum nebenan wälzt sich ein Kranker stöhnend hin und her. Er hat die Stimme des Doktors gehört.

„Oganga, ich kann nicht schlafen", seufzt er ihm entgegen. Albert Schweitzer setzt sich neben das Lager. Mit der einen Hand fühlt er den Puls, die andere legt sich beruhigend auf die Stirn des Jammernden.

„Geht es dir wieder schlechter?" fragt der Doktor.

„Nein, aber ich habe gewartet, bis du mir Gute Nacht sagst."

(Fortsetzung auf Seite 2)



Sonne, Schnee und schmale Bretter

DIE FREUNDSCHAFT SCHLIESST ERST VÖLLIG DEN RING DES GLÜCKES UND GIBT UNS — WIE EDEL UND GUT AUCH DER FREUND SEI — DOCH DIE VERSICHERUNG EIGENEN WERTES — DER UNWÜRDIGE HAT NUR SPIESSGESELLEN — NICHT FREUNDE.

Adalbert Stifter

Fischfang auf dem Spirding

Erinnerung an Masuren von Fritz Skowronnek

Mitten in der masurischen Wildnis war ich eingeregnet. Endlich, am siebenten Tage, ließ der Regen nach. Gegen Abend klärte sich der Himmel auf, und die Sonne brach durch die Wolken. Nie habe ich die Natur in so wunderbaren Farben prangen sehen wie an jenem Abend! Weit hinten am Horizont, wo ein schmaler, dunkler Uferstreifen die Wasserfläche von dem gleichfarbigen Abendhimmel schied, stieg kerzengerade eine Rauchsäule auf. Dort lagerten Fischer.

Mit fröhlichem Hallo wurden wir von der lustigen Gesellschaft empfangen. Auf demselben Sandstreifen des Ufers flakkerte hell ein Feuer. Darüber hing an einem Gestell aus drei Stangen ein gewaltiger Kessel, in dem prächtige Barsche und Hechte zum Abendessen gekocht wurden. Behaglich schmausend saßen wir um das Feuer herum. Wir sahen dem alten Grosek, dem Kochkünstler der „Maschkopie", d. h. Genossenschaft zu, der mir noch einen kulinarischen Genuß ganz besonderer Eigenschaft bereitete. Einen Hecht von drei Pfund hatte er dicht mit geräuchertem Speck gespickt, um ihn über dem Holzkohlenfeuer am Spieß zu rösten. Mit würdevollem Ernst drehte der Alte den auf zwei Holzgabeln gelegten Spieß, an dem der Hecht steckte, hin und her, geschickt fing er mit dem Löffel die hervorquellenden Fettropfen auf, um sie wieder aufzugießen.

Mit dem Appetit, den nur die Arbeit in frischer Luft verleiht, hatte ich mich dem Fisch, der auch einem verwöhnten Gaumen gemundet haben würde, gewidmet. Während ich noch schmauste, hatten sich schon die meisten Fischer unter einem Segeldach, in ihre grauen Windmäntel gehüllt, zum Schlaf ausgestreckt. Auf dem stillen See war der Widerschein der Abendröte verblichen, nur die rötliche Sichel des Mondes, der sich dem Untergang näherte, warf einen zitternden Streifen auf das Wasser. Aus dem Rohrdickicht erklang das Schnattern der Enten, das Pfeifen der Taucher herüber.

Noch war die Sonne tief unter dem Horizont, und nur die lichten Wolken am Zenith begannen sich rötlich zu färben, als die Fischer aufbrachen, um die Säcke (Netze) zu heben. Ich fuhr mit Grosek.

Es war eine genußreiche Stunde voll aufregender Momente, die ich mit Grosek verlebte. Langsam hob er den Holzkork an, der den Anfang der Aalschnur bezeichete. Drei, vier Haken waren leer. Am fünften kam ein großer dunkler Aal aus der Tiefe hervor. Scheinbar ohne Widerstand ließ er sich hochziehen. Erst unter der Oberfläche machte er durch einen Schlag seines Schwanzes einen Versuch zu entfliehen. Aber schon hatte ich ihn mit dem Käscher unterfangen und in den Kahn gehoben.

Auf einer Insel im Spirding hielten wir Rast. Da bot sich uns ein merkwürdiges Naturschauspiel. Das gegenüberliegende Ufer, das nur wie ein schmaler, dunkler Streifen am Horizont erkennbar war, hob sich hoch über die Wasserfläche empor, bis es gleichsam in der Luft zu schweben schien. Mein Begleiter kannte seine Bedeutung. Es deutete starken Wind und Regen an.

Die Mannschaft der ersten beiden Kähne hatte inzwischen ihr Netz von rückwärts verlesen und es zu erneutem Auswerfen fertig gemacht. Es ist ein sehr umfangreiches Gerät. Jeder Netzflügel hat eine Länge von etwa zweihundert Meter, daran schließt sich der Sack von etwa vierzig Meter Länge. In jedem Kahn liegt ein Flügel, der Sack auf beiden dicht verbundenen Kähnen. Ist der Sack auf der Tiefe ausgeworfen, dann trennen sich die Boote wieder, um in großem Bogen nach dem Lande zu das Netz auszuwerfen. Zum Schluß läßt man noch die zweihundert Meter langen Zugleinen auslaufen. Dann werden die Kähne dicht am Ufer verankert und mit Hilfe von Winden die Leinen eingeholt. Von Zeit zu Zeit werden die Kähne losgemacht und einander nähergeführt, bis sie beim Ausheben der Flügelnetze dicht beieinander liegen. Ein Fischer treibt mit gurgelnden Stößen des Strudels, einer langen Stange mit gehöhltem Holzklumpen am Ende, die fliehenden Fische nach dem Sack zurück.

Gegen Mittag war der Wind eingeschlafen. Nur ab und zu lief ein leiser Hauch über den glatten Spiegel und kräuselte die stille Oberfläche des Wassers. Aber mit Besorgnis sahen die Fischer auf die dunkle Wolkenwand, die sich drohend am östlichen Himmel auftürmte.

Königsberg – wunderbares Bild

Aus den Königsberger Briefen von Karl von Clausewitz

Gestern stand ich auf der Brücke, welche den Hafen von Königsberg schließt und im Angesichte von unzähligen Mastbäumen in das wahre Handelsviertel, in den Sitz des Reichtums von Königsberg, über den stattlichen Pregel hinführt — gedankenvoll in die Wellen blickend. Da erweckten mich mit einem Male die mannigfaltigen Erscheinungen der äußeren Welt, und der leicht aufgeschlossene Sinn erstaunte über die Menge und Verschiedenheit der Dinge, die wirkungslos an dem trägen Ohr vorübergegangen waren. Es war im reichsten, lebendigsten Teile von Königsberg, an einem Sonntag, da der Abend zum erstenmal eine sanfte Sommerluft duftete. Alles war in Bewegung, Wagen rollten über die Brücke mit geschmückten Frauen zum Glanze der Feste: Kaufleute gingen vorüber im lebhaften Gespräch über den Reichtum, den sie den ungewissen Wellen anvertraut. Ein sorgenvoller Staatsmann fährt durch die Menge hin, unbewußt des Gewühls, was ihn umgibt, selbst unbewußt des Ordensschmukkes, der von seinem Kleide glänzend in die Augen der Menge strahlt. Ein armes Weib sitzt auf der Brücke und trägt in einförmigem Gesange ihre Klage an das zerstreute Ohr der vorübergehenden Menge. Eine einzelne Flöte senkt vom hohen Erker herab ihr zufriedenes Lied in die Wellen — eine allgemeinere Stimme dringt der schmetternde Ruf der Posaune vom Schloßturm herab an das Ohr von ganz Königsberg — ich weiß nicht, ob jemand imstande ist, sich aus diesen Zügen ein Bild zusammenzustellen; aber wem diese ungleichartigen Dinge zugleich die Sinne treffen, in dessen Gemüt sie sich bald zu einem wunderbaren Eindruck verschmelzen.

*

Der Gedanke an die Zukunft erfüllt mit ernsten Betrachtungen und mit schwerem Kummmer meine Seele. Mühevoll ringe ich, mich auf der gefährlichen Bahn des Lebens nicht selbst zu verlieren, mich einem edlen und großen Zweck unaufhörlich zu verbinden, meine Grundsätze und Gefühle mir rein zu bewahren und bereit zu sein, in jedem Augenblick das Opfer derselben zu werden. Groß, unbeschreiblich groß ist die Zeit; von wenigen Menschen wird sie begriffen; selbst den vorzüglichsten Gelehrten und Weisen unter uns ist sie selten mehr als ein Werkzeug, um irgendein dünkelvolles System durch sie darzustellen; alles ist eitles Spiel von Kindern und von Toren. Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein; ohne Vorurteil soll man sie anschauen und betrachten. Nur in einem Gemüt voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit Gegenwart und Vergangenheit und unverloren in philosophischen Träumen. Denk an meine Prophezeiung: es wird ein noch viel schwärzerer Himmel über uns aufgehen, und in Nacht und Schwefeldämpfe werden wir eingehüllt sein, ehe wir's glauben.

Der Doktor mit der Laterne /

Fortsetzung von Seite 1

Die großen Augen des Negers blicken im schwachen Schimmer der Laterne vertrauensvoll zum Doktor auf. Der nickt ihm zu, seine Hand streicht über das schweißnasse Haar.

„Gute Nacht, du wirst jetzt schlafen".

Die Laterne wandert in den nächsten Schlafraum. Eine weiße Pflegerin ist hinzugetreten. Doktor Schweitzer leuchtet auf eine am Boden liegende Gestalt. „Sieh da, nun liegt der Kranke wieder auf der Schlafmatte am Boden, und im Bett ruht der gesunde Bruder, der den Kranken pflegen soll! Das ist schon die zweite Nacht so", sagt er leise zu der Pflegerin und gibt ihr ein Zeichen, mit anzufassen. Ohne die beiden im Schlaf zu stören, wird der Kranke auf die Pritsche gelegt, und der Gesunde kommt auf die Bastmatte am Boden.

Im letzten Raum hebt der Doktor noch ein Moskitonetz hoch und fährt mit der Hand liebevoll über eingefallene, abgezehrte Wangen. Der alte, gutmütige Neger, der eine schwere Bruchoperation hinter sich hat, röchelt im Schlafe. Doch seine Atemzüge sind gleichmäßig und tief. Er ist fieberfrei.

Albert Schweitzer hat seinen Rundgang beendet. Die Laterne schwankt wieder langsam und geisterhaft die Anhöhe hinauf und verschwindet im Doktorhaus.

In seinem Zimmer kommt die zahme Antilope des Doktors unter dem Tisch hervor und begrüßt ihn schnuppernd. Er krault sie am Hals, reicht ihr ein Stück Zucker aus seiner Tasche und weist sie wieder an ihren Platz.

Die Arbeit im Spital ist getan. Ein guter Wind, der Kühlung bringt, streicht durch das Zimmer, und auf der Sandbank drunten im Fluß quaken die Frösche, die merkwürdigerweise immer wieder alle auf einmal aufhören, wie wenn ein Taktstock das Zeichen gäbe. Und plötzlich erklingen Töne durch die Nacht, sie fallen, wie Wassertropfen von den Bäumen, in die Stille der Dunkelheit. Wie jeden Abend nach getaner Arbeit hat sich der Doktor an das Tropenklavier gesetzt — Freunde haben es ihm geschickt und geschenkt —, er spielt und spielt und holt sich aus der Musik neue Kraft für den kommenden Tag.

Aus „Beim Oganga von Lambarene", Geschichten aus dem Leben Albert Schweitzers von Richard Kik. Enßlin & Laiblin Verlag, Reutlingen. Mit vielen Zeichnungen im Text. 80 Seiten.



(5. Fortsetzung)

Am hohen Weichselufer bei Sakrau nördlich von Graudenz steht, wenn er noch nicht umgehauen ist, ein Wacholder, der wohl der stärkste ist, den man kennt. Seine Höhe beträgt zehn Meter und sein Umfang mehr als einen Meter. Eine Abbildung dieses Baumes war mit anderen Baumbildern zusammen auf der Berliner Gartenbauausstellung von 1897 vom Professor Conwentz ausgestellt.

Bei Neuenburg wurde gelandet. Durch hübsche Anlagen stiegen wir hinauf zu dem Städtchen, das auch in ansehnlicher Höhe über dem Ufer liegt. Die beiden ältesten Gebäude des Ortes, die Pfarrkirche und die Bernhardinerkirche, wurden besichtigt. Es ist aber auf der Höhe von Neuenburg noch etwas zu sehen, das von geologischem Interesse und eine Merkwürdigkeit ist. Das sind Neubildungen von Sandstein, die dadurch entstanden, daß kalkhaltiges Wasser durch Sand gesickert ist. Stücke von solchem Sandsteinfels sind in den Neuenburger Anlagen aufgestellt und wurden von uns in Augenschein genommen.

Nun hatte unser Kunstmaler unterwegs auf ein Blatt seines Skizzenbuches ein paar kleine Ansichten der Burgruine von Zlotterie und der Gegend an der russischen Grenze gezeichnet. Auf einen Platz, den er mir dazu freigelassen, hatte ich ein Gedicht eingetragen, dessen erste Strophe von mir schon mitgeteilt worden ist. Es mögen nun auch die drei anderen Strophen folgen. Sie lauten:

Gar manches war zu schauen
Auf angenehmer Fahrt:
Der Strom mit seinen Auen
Und Flöße eigner Art.
Und auch im Tagesschimmer
Wie düster schienen sie,
Des Ordensschlosses Trümmer,
Einstmals Burg Zlotterie!
Die Ordensburgen sanken,
Die einst getrotzt so kühn,
Es überspinnt mit Ranken
Ihr Mauerwerk das Grün.
Doch nicht vergebens mühte
Sich deutscher Geist und Stahl,
Es prangt in neuer Blüte
Der Weichsel breites Tal.
O schöner Strom, zum Meere
Geh deinen stolzen Gang!
Zu deines Namens Ehre
Soll klingen deutscher Sang!
Das Schwert wird nimmer rosten,
Das dich beschützt mit Macht.
Fest steht und treu im Osten
Gleich wie am Rhein die Wacht.

Das Blatt mit den Zeichnungen und dem Gedicht wurde aus Neuenburg von der Schiffsgesellschaft als ein Gruß und eine schlichte Huldigung dem Oberpräsidenten von Goßler zugesendet, als dem aller Provinzbewohner Achtung und Liebe sich erfreuenden Mann, dem das Weichselland sehr vielen Dank schuldet.

Spät wurde auf dem Schiff diniert, und auf der Weiterfahrt ging es bald in den Abend hinein. Da lag links auf waldgeschmücktem Ufer Fiedlitz, das von den Bewohnern von Marienwerder gern als Ausflugspunkt aufgesucht wird. Dort ist dem verstorbenen Geheimen Baurat Schmidt, der sich um die Weichselregulierung verdient gemacht hat, ein Denkmal gesetzt. Bei Fiedlitz kommen wild ein paar im Flachland seltene Holzarten vor: der Berg- oder Traubenahorn und der Elsbeerbaum. Aus den Früchten des letzteren wird in den Reichslanden, wo er häufiger ist, ein Branntwein (Eau d'alisier) hergestellt, der sehr geschätzt und mit Vorliebe zum und im schwarzen Kaffee genossen wird.

Hinter Fiedlitz kommt auf dem rechten Ufer Kurzebrack, wo eine Fähre den Übergang über den Strom vermittelt. Hier überschreitet die Eisenbahn von Czerwinsk nach Marienwerder den Strom, und dieser Übergang war in älterer Zeit eine der Hauptwasserstraßen des Weichsellandes. Seit feste Brücken über die Weichsel gebaut sind, ist dies anders geworden. Eine Strecke weit vom Ufer liegt auf der linken Seite Münsterwalde, das bei den Erforschern der Vorzeit als eine Fundstätte von Wirtschaftsgeräten und Schmucksachen, die in den alten Gräbern den Toten beigegeben waren, bekannt geworden ist.

Erst nach Sonenuntergang wurde Mewe erreicht, wo wir im Deutschen Hause Nachtherberge nahmen. Auch Mewe liegt auf hohem Ufer und gewährt bei Tage von unten gesehen einen sehr hübschen Anblick. Die Stadt, polnisch Gniew, lateinisch Gmeva, führt im Wappen eine Möwe, doch mag dieser Vogel wohl, wie Ähnliches auch sonst vorkommt, durch sinnige oder willkürliche Deutung in das Stadtwappen hineingekommen sein.

Mit Mewe war der Hauptteil unserer Weichselfahrt abgeschlossen. Das gab Anlaß zu einer improvisierten kleinen Feier, bei der es nicht an Trinksprüchen fehlte, in denen der Freude über den so sehr befriedigenden Verlauf der Expedition Ausdruck gegeben und den Veranstaltern und Leitern des Ganzen der allen von Herzen kommende Dank dargebracht wurde.

Am anderen Morgen wurden die Merkwürdigkeiten Mewes besichtigt, die alte katholische Kirche und das Ordensschloß, das zu einer Gefangenenanstalt umgebaut ist. 1282 ist die Stadt an den deutschen Orden gekommen. Sie ist später arg in Verfall geraten, und als sie mit Westpreußen von Friedrich II. erworben wurde, gab der große König sich besondere Mühe, ihr aufzuhelfen. Zu jedem Hause, das neugebaut wurde, gab er drei Viertel der Kosten. Solcher mit seiner Beihilfe gebauter Häuser stehen viele um den Markt herum, nicht selten mehrere unter einem Dache.

Unser Führer durch Mewe war der würdige Rektor der dortigen Stadtschule, der uns auch seine kleine Sammlung prähistorischer Funde zeigte, die er im Laufe mit vielem Fleiß zusammengebracht hat. Es waren einige Seltenheiten ersten Ranges darunter, und auf diese hefteten sich die Augen meines verehrten Freundes Conwentz mit dem Ausdruck, den die Augen des Liebhabers annehmen, wenn er des Gegenstandes seines Entzückens ansichtig wird. Daß er sie gern für das Provinzial-Museum in Danzig gehabt hätte, kann ich ihm nicht ganz verdenken. Auf alle seine Anspielungen aber erwiderte der gute Rektor mit ausweichenden Reden. Ich glaube nicht, daß er, so lange er lebt, sich von einem seiner Schätze trennen wird, und das kann ich ihm auch nicht ganz verdenken.

Auf den Totenfeldern von Jakobsmühle in der Nähe von Mewe und auch sonst in der Umgebung der Stadt sind zahlreiche wertvolle und interessante Funde gemacht worden. Unter diesen ist besonders ein Gegenstand merkwürdig, das ist die Kaurimuschel, richtiger Kaurischnecke (Cypraea annulus), die, wie allbekannt ist, bei Volksstämmen in Afrika als Münze gebraucht wird. Diese Muschel kommt nur vor am Roten Meer und an den angrenzenden Küsten Indiens. In der römischen Kaiserzeit ist sie durch den Handel von dort bis nach Westpreußen gekommen. Sie wird noch von den Fuhrleuten bei uns zur Verzierung des Pferdegeschirrs verwendet. Aus meiner Kinderzeit aber erinnere ich mich, daß sie bei uns Kindern sehr beliebt war. Genannt wurde sie von uns „Schlangenköpfchen".

Nachdem wir Mewe verlassen hatten, kamen wir in das Gebiet des Weichsellandes hinein, das von der Ordenszeit her mit Dämmen und Deichen eingefriedet ist, um die Niederungen oder Werder an beiden Ufern vor dem begehrlichen Strom zu schützen. Denn wenn schon in ihrem oberen Laufe die Weichsel sehr geneigt ist, einmal ihr Bett zu verlassen und nachzusehen, was an den Ufern zu finden ist, so findet sie da doch meist hohe Ufer vor, auf die sie nicht hinaufsteigen kann. Unterhalb des Städtchens Mewe aber kommt sie in das angeschwemmte Land hinein, das sie selbst durch Ablagerung der von ihr mitgeführten Sinkstoffe geschaffen hat und deshalb wohl so gern besucht. Dieses Schwemland liegt so niedrig, daß es überhaupt erst durch die Eindämmung der Kultur eröffnet worden ist. Erst durch den Landmeister Meinhard von Querfurt, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts dieses große Werk ausgeführt hat, ist das Weichseldelta, ein Gegenstück zum Nildelta, aus einem versumpften Walde in ein Land verwandelt worden, das üppige Wiesen und wogende Kornfelder bedecken.

Bald hinter Mewe kamen wir vorbei an dem Wrack eines großen Faschinenkahnes, der in der Nacht mit seiner Ladung bis auf den Wasserspiegel heruntergebrannt war. Aus dem Überrest stiegen noch kleine Rauchwolken empor. Dann machten wir, so gut es ging, bei einem Floß Halt, um uns mit dem photographischen Apparat ein paar Flissakenbilder zu verschaffen. Sehr rasch begriffen diese einfachen Wilden, um was es sich handelte, und ordneten sich zu den entzückendsten natürlichen Gruppen mit einer Leichtfertigkeit und Unbefangenheit, deren der zivilisierte Mensch, der über all dergleichen erst nachdenkt, gar nicht fähig ist. Allenfalls die Kinder verstehen das bei uns. Dafür wurden die Naturkinder auf dem Floß durch eine Flasche Feuerwasser, das für sie der Inbegriff alles irdischen Glückes ist, belohnt. Schnell ging die Flasche von Hand zu Hand, und sehr scharf wurde aufgepaßt, daß keiner einen zu langen Zug tat. Auch eine kleine Sammlung von Fünf- und Zehnpfennigstücken wurde für sie veranstaltet und dem Retmann übergeben, der die Verteilung übernahm. Große Fröhlichkeit herrschte auf dem Floß.

(Schluß folgt)



REIST DURCH OST- UND WESTPREUSSEN

Carl Friedrich Schinkel (1781—1841), bedeutendster Baumeister des Klassizismus in Deutschland, der das Gesicht Berlins im wesentlichen mitbestimmt hat, war einer der großen Reisenden seiner Zeit. Vierzig Jahre lang reiste er kreuz und quer durch unser Vaterland und darüber hinaus durch viele Länder Europas. Auch unsere Heimat war wiederholt Ziel seiner Fahrten, und in vielen Briefen in seinen Reisenotizen und auf seinen Skizzenblättern hat er seine Eindrücke festgehalten. Von einer dieser Reisen, einer Dienstreise, die Schinkel vom 8. Juli bis 1. September 1834 durch Ost- und Westpreußen führte, bringen wir nachstehend einige Auszüge aus seinen fragmentarischen Reisenotizen. Sein Weg führte ihn über Kulm, Marienwerder, Balga, Königsberg, Warnicken, die Kurische Nehrung, Memel, Ragnit, Gumbinnen, Lötzen und auf dem Rückweg über Elbing und Danzig.

Kulm, 22. Juli 1834

Die Lage von Kulm auf der Höhe eines bedeutenden Abhanges an der Weichsel ist eine Hauptverschönerung der Landschaft vom gegenüberliegenden Ufer bei Schwetz, und die Aussicht vom dortigen Posthause und der dabeiliegenden Höhe wird für eine der schönsten an der Weichsel gehalten. Hierzu trägt besonders die altertümliche Erhaltung der Stadt bei, die fast noch vollständig mit ihren alten Ringmauern, kirchlichen und anderen Gebäuden erhalten ist und eine seltene Rettung bei der hier stattgefundenen Zerstörungswut fand.

Die Armseligkeit der Stadt läßt aber fürchten, daß die Zerstörung unseren nächsten Tagen aufgesparet worden sei, denn es fehlt an allen Mitteln, die Stadtmauern so wie die alten Kirchen zu erhalten, die bereits halbe Ruinen geworden sind.

Marienwerder, 22. Juli 1834

Schlösser, welche in der Gegend von Marienwerder der damalige Baurat der Regierung During in den Jahren von ca. 1800 bis 1805 teilweise, ganz oder großenteils abbrechen ließ, sind folgende: Marienburg, Mewe, Marienwerder, Graudenz, Engelsburg, Rheden, Lipinken, Gollup, Löben, Rosenberg, Stuhm.

Marienwerder, 22. Juli 1834

Zu den beabsichtigten Einrichtungen im alten Schlosse gehören besonders die Erweiterung der Gefängnisse, welche zum Teil schon in dem sogenannten alten Danziger untergebracht sind, wodurch dieser originelle Bau eine Bestimmung erhalten hat und vor der Hand gegen Vernichtung gesichert ist.

Balga, 28. Juli 1834

Das berühmte alte Schloß Balga hart am Frischen Haff, mit siebzig Fuß hohen Substruktionen, erbauet in der fruchtbarsten Gegend, bietet dem Auge jetzt nur noch den Rest eines alten Rempters mit einem anstoßenden Turme dar, außerdem nur hohe Wälle, die mit Mauerwerk von ungeheurer Dicke angefüllt sind und sich in kolossaler Ausdehnung hinziehn. Die Mächtigkeit dieser Anlage, deren Zerstörung sich noch aus früherer Zeit datiert, ist so imposant auf dem ausgezeichnet schönen Platz hoch am Meer, daß dem Domänenbeamten recht zur Pflicht gemacht werden müßte, die Erhaltung der Ruinen sorgfältig zu pflegen.

Königsberg, 30. Juli 1834

Die Domkirche ... wird in einem recht guten Stand gehalten, wenngleich bei der inneren Herstellung mancherlei altertümliche Wandmalerei aus früheren Jahrhunderten durch allgemeine Übertünchung verdeckt worden ist, wovon die Spuren unter älterer Übertünchung wohl hätten sorgfältig verfolgt werden können.

Die Grabmäler unseres regierenden Hauses haben hier eine gute Aufstellung sowie die Särge in der Gruft. Vorzüglich sind die beiden Denkmale Herzog Albrechts und ein größeres von einem brandenburgischen Prinzen, der Statthalter in Preußen war ...

Warnicken, 1. August 1834

Die Oberförsterei Warnicken hat an dem ganzen Strande des Samlandes ohne Zweifel die anmutigste Lage, welche durch die üppigste Baumvegetation auf den Höhen und in den Schluchten der Meeresküste verschönert wird. Es ist gar wünschenswert, daß die einem Urwald gleichenden alten Baummassen, welche einzig in ihrer Art sind, von der Forstverwaltung geschont und als Denkmäler eines üppigen früheren Naturzustandes aufbewahrt bleiben. Ohne sie würde auch dies Ufer bald den öden und wüsten Charakter bekommen, der an der Ostseeküste Preußens leider vorherrschend geworden ist und er sich auch nicht fern von hier bei Neukuhren, Rantau und Cranz immer mehr zeigt.

Cranz, 2. August 1834

Der Oberförster Senftleben in Cranz besorgt mit besonderer Liebe die Pflanzungen auf der Kurischen Nehrung, welche bei Cranz bereits anfangen und jenseits des schönen Waldes bei Sarkau ihren Fortgang genommen haben. Dieses prächtige uralte Tannenwaldstück der ursprünglichen Baumvegetation der Nehrung zeigt, welcher Waldkultur dieser jetzt so wüste Küstenstrich von vierzehn Meilen Länge, einer halben Meile Breite fähig war und noch ist, sobald die Forstverwaltung sorgsam damit verfährt und nicht die vandalischen Verwüstungen eintreten, die besonders in den Schwedenkriegen und von den Russen im Siebenjährigen Kriege größtenteils den schaudererregenden Zustand der gegenwärtigen Zeit herbeiführten.

Die unabsehbaren Sandflächen und -berge, vom Meer auf der anderen Seite bespült, lassen in dem Aufkeimen der neuen Pflanzungen, besonders am Anfang und am letzten Ende der Nehrung einen Funken von Hoffnung ...

In der Mitte der Nehrung bei dem Dorfe Nidden, welches wie alle Orte auf der Haffseite liegt, ist nun die neue Pflanzung noch wenig vorgerückt, wäre aber hier aufs dringendste zu befürworten, wenn dieser Ort nicht in den nächsten Jahren vom Sande verschlungen zugrunde gehen soll. Da die Vordünen auf die Meerseite durch Pflanzung nicht fixiert sind, sieht man hier das letzte Stück eines alten Kiefernwaldes auf der Nehrung um dieses Dorf bereits so versanden, daß die höchsten Kiefernstämme teilweise nur mit ihren Kronen noch hervorsehen, junge kräftige Schonungen von 10 bis 15 Fuß hohen gesunden bis in die Mitte der Schonung hinein nur noch die obersten Spitzen aus dem Sande zeigen ...

Bald hinter Nidden gegen Memel zu ist auf der Meerseite die einzige große Wiese auf der Nehrung, auf welcher das Vieh vom Dorfe Nidden seine Nahrung findet ... Diese von der Natur gebildete Wiese ... hat etwas sehr Originelles in der Formation, zwischen ihr und dem Dorfe Nidden liegen erst die hohen Sandberge, welche die Meeresstürme immer weiter gegen das Haff hinüberdrängen, wodurch denn dem Dorfe die Verschüttung gedroht wird. Wie sehr es überhaupt Tendenz ist, daß die Dünenberge von der Meerseite auf die Haffseite gedrängt werden, geht daraus hervor: daß jetzt allmählich am Fuße der Dünen auf der Meerseite alte heidnische Begräbnisplätze zum Vorschein kommen, die früher wahrscheinlich auf der Haffseite der Düne gelegen hatten, über die aber der Dünenberg allmählich ganz weggegangen ist und sich jetzt auf der entgegengesetzten Seite befindet.

Ragnit, 7. August 1834

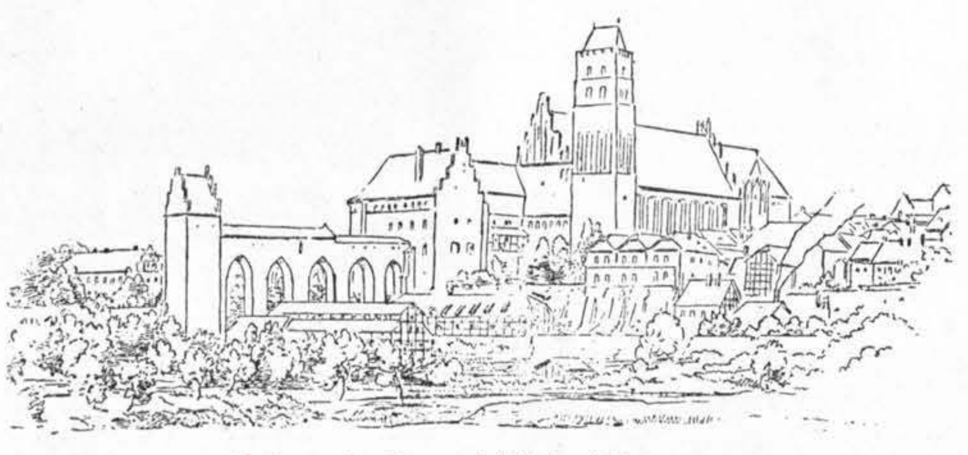
Das Schloß in Ragnit ... ist eines der wenigen Schlösser, wo der Umfang des Hauptgebäudes noch vollständig da ist.

Der innere Hof ist sehr bedeutend und das umgebende Gebäude überall mit sehr starken Mauern aufgeführt, der Verteidigungsgang krönt noch ringsum das Viereck des Gebäudes.



Ostdeutsche Stadt

Die große Masse im Karree, welcher jetzt das Dach fehlt, macht eine sehr imposante Wirkung, und es ist wünschenswert, daß bei einer künftigen Bestimmung die Dächer pultartig nach dem Hofe abfallend angelegt würden, damit jener reine architektonische Eindruck, wie ihn die Ruine jetzt erzeugt, gewonnen bliebe.



Marienwerder, Dom und Schloß mit Danzker

„Preußischer Kaviar"

Bei dem Wort Kaviar denkt man zuerst an die Wolga, den russischen Riesenstrom, an Astrachan, woher neben Kaviar auch Pelze kommen, an pelzgekleidete Russen, die irgendwo auf dem Eise des Flusses den Stör fangen und schlachten.

Auch in Deutschland wird seit Jahrhunderten ein bedeutender Störfang betrieben und schon im alten Ordensland war der Störhandel ein wichtiger Wirtschaftszweig.

„Preußischer Kaviar", der in Ost- und Westpreußen hergestellt wurde, nahm im 17. und 18. Jahrhundert zum guten Teil den Platz des russischen Kaviars ein, er war über die ganze Welt verbreitet.

Der Stör ist auch in der Ost- und der Nordsee zu Hause, am meisten fand er sich seit alter Zeit in der Weichsel und in der Elbe, auch in der Oder und der Memel.

Der Weichselstör wurde früher in solchen Mengen gefangen, daß von Pillau und Elbing in jedem Jahre viele tausend Tonnen marinierten Störs nach England, Frankreich, Polen und Westdeutschland verschickt werden konnten.

Seit dem 14. Jahrhundert verstand man im Ordensland und späteren Herzogtum Preußen die Herstellung von Kaviar. Elbing und vor allem Pillau, später auch Danzig, waren im 16. bis 19. Jahrhundert die Orte,, wo die Kaviargewinnung in besonderer Blüte stand.

Der Pillauer Störfang hörte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ganz auf, weil die Nogat versandete. Der Hauptfang erstreckte sich nun nur noch auf die Weichselmündung und auf eine kurze Strecke stromaufwärts. Hier gab es eine ganze Anzahl von kleinen Betrieben, in denen der Weichselkaviar bereitet wurde.

Der Rogen wurde mit der Hand durch Siebe getrieben, auf denen Fasern und Schleim zurückblieben, die hindurchgefallenen Eier wurden dann mit feinem Salz vermischt und in Holzdosen und Fäßchen verpackt.

Noch in den neunziger Jahren wurden an der Weichselmündung mehr als 3000 Kilogramm Kaviar jährlich gewonnen und ging als „Weichsel-Kaviar" oder auch als „Preußischer Kaviar" in alle Welt hinaus.

G. S.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(78)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Nu is endlich Winter geworden, und es hat gestiemt und gestöwert, daß Erd und Himmel zusammen waren. Bald wie zu Haus! Wissen Se noch, wie wir morgens außes Fenster hoppsen und dem Schnee vore Tier wegschaufein missden, daß wir rauskonnden? Und wie de Kleinbahn stecken blieb? Und wie wir e Pferdche anspannden und Schlittche fuhren? Mittem Trecker können Se nich Schlittche fahren, dazu muß e Pferdche sein, denn so e Trecker hat kein Herz und kein Gemiet.

Ei unsre scheene Winterfeste, wo wir feierden! Das ging immer reihum, erst der Gesangverein, denn de Feierwehr, denn de Simnaristen in Karalene, der Frauenverein und was weiß ich wer noch alles. So waren wir im Januar und Februar immer wochenlang beschäftigt, und das war ja auch die Zeit, wo aller e bißche Zeit hädden.

Am dollsten freid sich dadrauf immer der Oberförster Junkuhn. Er war all Ausgang fuffzig, also nich mehr ganz nei, aber er kam sich immer noch wie e forscher Kerl vor. Weil er es wegen e i n e Frau nich mit alle andere verderben wolld, war er Junggesell geblieben, und so hadd er sich das ganze Leben mit Wirtschafterinnen rumgeärgert. Bald jedes Jahr brauchd er e frische, denn die jingere Frauen wollden ihm mit Gewalt einfangen, und die ältere waren „gut aufes Maul, aber schlecht aufe Fieße", wie er immer sagd. So hädd er geniegend Iebung und Erfahrung mit die holde Weiblichkeit. Aber weil ja keiner niemals auslernt, gab auch er es nich auf, sondern hoppsd hinter jede Schirz her, und dabei waren ihm „zwei zu zwanizg lieber wie eine zu vierzig". Er war son e doller Hecht, und wenn er sich innes Dorf sehen ließ, denn sagden de Leite: „Sperr de Mergell im Spind, der Junkuhn kommt!"

Natierlich hat er auch gern einem gegne Wirmer genommen, und das ging so weit, daß er von seinem eignen Hund gebissen wurd. Der hädd ihm nich erkannt, weil er dem Abend aus Versehen nichtern nach Haus kam. Bei die Festlichkeiten gab beides zum Aussuchen, Frauen und Fusikalien, und deshalb ging er ieberall hin und freid sich all immer dadrauf wie e Kindche aufem Lutschbombom. Ich war damals noch jung und mitte Emma, was meine Frau is, versprochen, und die konnd dem Junkuhn ich riechen. Er hädd ihr nämlich einmal im Wald bedrickt, wie se Schischkes lesen tat, und bei der Gelegenheit hädd er versucht, ihr mit huldreiche Redensarten besoffen zu machen, bis se ihm fragd, ob er emmend inne Ferkelbucht aufgewachsen war. Da ließ er ihr sein, aber se hadd nu dem Busen voll Zorn und simmelierd, wie se ihm mal bei Gelegenheit inne Kastroll spucken konnd.

De Gelegenheit kam, und zwar in Gestalt vonnes landwirtschaftliche Kostiehmfest, und ich wurd vonnes Schicksal und vonne Emma ausgesucht, dem Racheakt zu vollziehen. „Am liebsten möchd ich den eisernen Ofen anheizen", sagd de Emma, „dem Lustmolch kaltes Wasser innes Maul gießen und solang aufem Ofen hucken lassen, bis das Wasser kocht!"

Ja, de Emma war all immer sehr karäsig und resolut, aber das mittem Ofen ging ja nich. Wie ich dem Junkuhn kannd, hädd der sich niemals nich da raufgehuckt. Deshalb mußt ich nu ran, aber nich aufem heißen Ofen, sondern aufem Kostiehmfest. Heite bin ich von die viele Lebensjahre all e bißche beschurgelt, aber damals war ich knusprig wie e Räderkuchen, zart und schlank. Auch de Fieße waren noch nich so breit und zerlatscht wie jetzt, sondern klein und zierlich. Und Hände hädd ich wie e Filmdiva! Ich konnd also bequem als Mergell gehen und hädd auch all zweimal bei unsre Vereins-Auffiehrungen e weibliche Frau gespielt, weil ich auch scheen meine Stimm verstellen konnd.

Und so wurd nu mein Körperbau das Gerist fier e Emma ihrem Racheplan. Se besorgd mir auße Stadt e weibliches Ungarnkostiehm und e schwarze Perick mit zwei Zöpfe, und denn wurd ich zurecht gemacht. Wo de Natuhr mir nich weiblich genug formuliert hädd, indem daß e bißche was fehlen tat, wurd kinstlich nachgeholfen. Hinten kriegd ich e Sofakissen unterm Korsett gebunden. Fier vorne wurd e alter, kleiner Fußball in zwei Hälften zersnitten, und die beide Teile hibsch fest ausgestoppt, denn Schaumgummi gab damals ja noch nich. Zuletzt wurd ich geschminkt und kriegd de Lippen rot angemalen, de Fingernägel poliert und e Maske vore Nas. Denn konnd losgehen, denn nu war ich e richtiges, sießes, schwarzes, ungarisches Mergellche.

Wirklich, ich war „propper wie e Su" und erkannd mir selbst nich mehr. Wie ich im Saal reinkam, kickden aller, und ich schmiß mir kokett inne Fußball-Brust, de Zöpfe iebre Schultern und mitte Augen inne Gegend rum. Und beim Schlenkern wippd ich verfiehrerisch mit meinem ausgestoppten Pirzel, daß der Junkuhn ganz kleine Augen kriegd und mir gleich mit Handkuß zum Tanzen auffordern tat. Er hädd Schmandbixen an und e Siedwester aufem Kopp, das solld Schutztruppe sein. Außerdem hädd er all e paar Ausgewachsene hintre Mandeln gekippt. So drickd er mir fest an seine Heldenbrust und schwenkd mir forsch rum, daß de Flicker flogen. Dabei kickd er mir ganz verzickt inne Augen wie e gestochenes Kalb. Mit eins spierd ich, wie sein rechter Arm iebre Hiften nach meinem Stietz runterschorrd. Ich s a g d nuscht, aber ich blitzd ihm ungarisch an und trampeld ihm so heißblietig aufem rechten Fuß, daß sein Arm foorts wieder an meine Tallje raufrutschd. De Emma, wo geradzig als Zigahnsche vorbeitanzd und mir leitselig zuwinken tat, lachd sich rein krank und dammlich, daß der late Ziegenbock so scheen auf mir reingefallen war.

Beim zweiten Tanz wurd er noch kiehner und versuchd, mir e Butschche zu geben, aber ich ließ nich, sondern haud ihm mit meine Handtasch aufe Nas. Es nitzd alles nuscht, er wurd immer zärtlicher und knilld mir, daß mir rein de Luft wegblieb. Dabei wolld er immer wissen, wie ich heiß und wo ich wohn. Inne Pause schleppd er mir anne Theke, indem daß er durchaus was spendieren wolld. Und ich ließ mir orndlich traktieren, denn es kost ja nuscht, wer weiß wann wieder mal so billig zu trinken gab. Wir nahmen einem nachem andern vore Brust, und alles durchenander. Und de Stimmung stieg, und der Junkuhn drickd und streicheld mir aus eins und wurd immer feiriger. Er machd e Kniefall und porrd mir, ich soll ihm heiraten. Und wie er aufstand, da waren seine weißen Bixen ganz dreckig. Aber ihm war ales egal. erwar rein auße Villa, und ehr daß ich mir versah, zog er mir auf seinem Schoß und bekloppd mir zärtlich das Sofakissen, wo de Emma mir hinten vorgebunden hädd. Ich hield still, indem daß er noch e Flasch Sekt ausgeben solld. Und dann tranken wir Sekt, und er dacht bestimmt, daß er mir nu erobert hädd, denn er fing an mir zu begrabbeln.

Aber da sprang ich runter von seinem Schoß, schmiß das Glas aufe Erd, riß mir mitte linke Hand de Perick vom Kopp und mitte rechte Hand dem Fußball auße Blus und sagd: „Na, wie is nu mittes Standesamt?" Da war er mit eins spurnichtern, und sein Kopp lief ganz rot an, und aller stellden sich rum und lachden. Er erhold sich aber schnell von dem Schreck und lachd mit, was blieb ihm auch anders iebrig! Bloß wie er nu an die Theke de Liebesrechnung bezahlen mißd, da stieß ihm das sauer auf. Und das war ihm gut, und de Emma war auch zufrieden.

Ich winsch Ihnen e gutem Karnewahl!
Herzliche Grieße Ihr alter

E r n s t T r o s t m a n n
Landbriefträger z. A.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Flensburg

Trotz Kälte und Schnee versammelten sich die heimattreuen Ostpreußen zu ihrer gewohnten monatlichen Zusammenkunft im Deutschen Haus. Über „Rund um die Gesetzgebung" sprach Lm. Rietenbach; er machte vor allem interessante Ausführungen über das Lastenausgleichsgesetz, seine Anwendung und seine Auswirkungen auf die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge aus der DDR. Daran schloß sich ein interessanter Vortrag über die im Jahre 1252 gegründete Stadt Memel an.

Die nächsten Veranstaltungen:

Am 26. Februar Faschingsball (mit vollem Kabarettprogramm) im Colosseum-Kabarett, Große Straße 12. Eintrittskarten nur im Vorverkauf im KvD-Büro, Große Straße 12. Es empfiehlt sich, die Karten rechtzeitig zu besorgen, da nur eine beschränkte Platzzahl zur Verfügung steht.

Am 8. März Monatsversammlung, Deutsches Haus, Blauer Saal.

Wilhelmshaven

Bei der Jahreshauptversammlung der LO hielt der 1. Vorsitzende Dr. Zürcher ein ausführliches heimatpolitisches Referat, in dem er sich vor allem gegen die gegenwärtigen Verzichttendenzen von deutscher wie ausländischer Seite wandte. Er forderte die Landsleute auf, auch weiterhin und trotz allem in unverbrüchlicher Treue zur Heimat zu stehen. — Die Neuwahl bestätigte Dr. Zürcher in seinem Amt als 1. Vorsitzender. Mit ihm wurden auch die übrigen Vorstandsmitglieder wiedergewählt: Lm. Schlokat, Frau Dohnert, Frl. Kowalewski und Tessmann.

Die nächste Veranstaltung:

Am 26. Februar Heiterer Faschingsabend, wie er früher in Ostpreußen gefeiert wurde.

Kameradschaft der 1. Ostpr. Infanterie-Division

Im September des Vorjahres wurde ein Gedenkstein der 1. Ostpr. Infanterie-Division in Wuppertal-Elberfeld, nahe dem Ehrenfriedhof „Am Arrenberg", feierlich eingeweiht. Neben vielen Ehrengästen waren zahlreiche Angehörige der Gefallenen — Eltern, Frauen und Kinder — zu dieser Feierstunde erschienen.

Der Gedenkstein, aus schlichtem Gestein des Bergischen Landes gehauen, trägt unter dem stilisierten Eisernen Kreuz in erhabenen Buchstaben die Worte „Der Vergangenheit — der Zukunft", wie sie schon auf dem in Königsberg gestandenen Stein des 1655 gegründeten Grenadier-Regiments 1 standen; darunter befinden sich die Namen der in der Division zusammengefaßten Regimenter und Truppenteile. Er erhebt sich zwischen einem Denkmal, das 1913 zur 100. Wiederkehr des Beginns der Freiheitskriege errichtet wurde, und dem Ehrenfriedhof, von Büschen und Bäumen umrahmt.

Die Enthüllung des Gedenksteins nahm Oberst von Tyzowicz vor, der als einer der Letzten aus russischer Gefangenschaft heimgekehrt ist. Er würdigte in schlichten Worten die Kameradschaft in der Division, in der etwa ein Drittel Rheinländer und Westfalen sowie vereinzelt auch Söhne aller deutschen Landschaften neben den Söhnen Ostpreußens gedient haben und prächtig zusammenhielten. Er gab dem Wunsch Ausdruck, daß der Stein einmal nach friedlicher Heimkehr seine endgültige Stätte auf ostpreußischem Boden finden möge.

Daneben sprach Pfarrer Mork sowie als Vertreter der Stadt Wuppertal Dr. Piepenbrink. Das Musikkorps 12 der Bundeswehr umrahmte die schlichte und doch so würdige Feierstunde.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: Wilhelm Gramsch, Celle, Waldweg 83.

Wie bereits mehrfach angekündigt, wird im September d. J. in Göttingen ein „Soldatentreffen" stattfinden, an dem alle Traditionsverbände ost- und westpreußischer Truppenteile teilnehmen werden und an dem sich auch die Kameradschaft Luftgau I beteiligen wird. Das genaue Datum wird noch bekanntgegeben. Die Kameraden werden aber gebeten, sich auf Anfang September schon jetzt einzurichten.

Ferner empfehlen wir allen Kameraden, welche in die Gegend von Baden-Baden kommen oder dort wohnen, den Kameraden Edmund Schmidt, früher im westpr. Luftsportverein Marienburg als alter Segel- und Motorsportflieger und später von der Luftgau-Reserve Königsberg-Devau wohlbekannt, zu besuchen. Kam. Schmidt ist Pächter der Gaststätte „Turm Fremersberg" in Baden-Baden und unter Telefon 51 91 zu erreichen. Bei Anruf erfolgt Abholung mit Pkw vom Bahnhof Baden-Baden und es besteht Übernachtungsmöglichkeit zu Vorzugspreisen.

Allen Anfragen bitte ich Rückporto beizufügen. Der Schriftführer: Wilhelm Gramsch, Celle, Waldweg 83.

Seesen/Harz

Die Jahreshauptversammlung der Ost- und Westpreußen eröffnete der Obmann mit einer heimatpolitischen Ansprache, umrahmt von aktuellen Neujahrssprüchen, vorgetragen von den Lmn. Fahlke und Heinze. Mittelschul-Konrektor Budzinski zeigte im Anschluß daran den eindrucksvollen Dokumentarfilm „Ostdeutsche Heimat — heute". — Bei der Vorstandswahl bat der langjährige 1. Vorsitzende Schulrat a. D. Papendiek von seiner Wiederwahl aus gesundheitlichen Gründen abzusehen. Als 1. Vorsitzender wurde Regierungsrat a. D. Augustin gewählt. — Den geselligen Ausklang würzte Frau Lina Fahlke mit köstlichen Proben ostpreußischen Humors.

Fritzlar

Der vom Bund der vertriebenen Deutschen in Zusammenarbeit mit dem Volksbildungswerk des Kreises Fritzlar-Homberg veranstaltete Humoristische Unterhaltungsabend wurde ein voller Erfolg. Nicht nur Heimatvertriebene, sondern auch Einheimische waren zahlreich erschienen, um sich von dem ostpreußischen Arzt und Schriftsteller Dr. Lau einige frohe Stunden bereiten zu lassen. Nachdem der Vorsitzende des BVD-Kreisverbandes, W. Kant, die Erschienenen begrüßt und den Abend eröffnet hatte, gelang es Dr. Lau in ganz hervorragender Weise, die Zuhörer mit seiner Schilderung der ostpreußischen Landschaft, ihrer Bewohner und ihrer sprachlichen und kulturellen Charakterzüge in seinen Bann zu ziehen. Dieses geschah in so anschaulicher und gewinnender Weise, daß seine vorgetragenen Erzählungen und Gedichte immer wieder fröhliches Lachen und lautesten Beifall hervorriefen. So konnte Dr. Lau entsprechend seinem Leitspruch „Wer mehr lacht, lebt gesünder" den Erschienenen nicht nur einen sehr fröhlichen Abend bereiten, sondern ihnen auch die Bedeutung des uns entrissenen deutschen Ostens für unser ganzes deutsches Vaterland anschaulich machen. Der Leiter des Volksbildungswerkes, Schmitt, dankte besonders als gebürtiger Westdeutscher dem Vortragenden in warm empfundenen Worten, denen sich die Versammlung mit lebhaftem Applaus anschloß.

Hof/Saale

Bei der ersten Monatsversammlung der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen im neuen Jahr begrüßte der 1. Vorsitzende Lm. Bergner die zahlreich Erschienenen und ermahnte sie gleichzeitig, auch weiterhin für die Heimat zu werben. Zwei Tonfilme standen im Mittelpunkt dieses Abends: „Land der Stille", ein Streifen über die ostpreußische Heimat, und „Sencte Marienburch", mit dem die Marienburg, die größte Burg Europas und geistiger Sitz der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, in die Erinnerung gerufen wurde und die Geschichte des Ordens und dessen Wirken von der Gründung bis zu seinem Niedergang anschaulich geschildert wurde.

Die nächste Veranstaltung:

Am 13. Februar Kappenabend im „Blauen Stern", Beginn 20 Uhr.

Briefmarkenentwürfe mit ostdeutschen Motiven

Ausgehend von der Tatsache, daß — im Gegensatz zur sehr regen Aktivität des polnischen Postministeriums — von Seiten des Bundespostministeriums in Bonn in den Nachkriegsjahren nicht eine einzige Briefmarke mit ostdeutschen Motiven herausgegeben worden ist, rief die Bundesleitung der Deutschen Jugend des Ostens alle Maler und Graphiker aus Kreisen der deutschen Jugendbünde zu einem Wettbewerb auf.

Als Aufgabe ist der Entwurf eines ostdeutschen Motivs für eine Postwertzeichen bzw. eine Markenreihe der Bundespost gestellt. Die besten der eingehenden Ausarbeitungen werden nach Abstimmung mit dem ostdeutschen Kulturrat an das Bundespostministerium weitergeleitet. Es sind mehrere Geld- und Buchpreise ausgesetzt. Die genauen Wettbewerbsbedingungen können bei der DJO-Bundesverwaltung, München 8, Trogerstraße 32 angefordert werden.

Marburger Hochschulgruppe ostpreußischer Studierender

Der von fünf Jahren gegründete „Bund Ostpreußischer Studierender" ist in diesen Tagen um die Marburger Hochschulgruppe bereichert worden. Seit 1956 bestand schon eine Marburger Gruppe des „Bundes Ostpreußischer Studierender", die aber erst jetzt vom Senat der Universität anerkannt worden ist.

Die landsmannschaftliche Arbeit an den Universitäten läßt noch vieles zu wünschen übrig. Nach Auskunft eines Sprechers der Hochschulgruppe läßt sich die bisher geringe Zahl der Mitglieder z. T. daraus erklären, daß die anderen studierenden Landsleute schon anderen Hochschulgruppen beigetreten sind, die auf Grund von privaten Subventionen größere finanzielle Möglichkeiten für Veranstaltungen haben.

Wirb auch Du einen neuen Leser für Dein Heimatblatt

Bei den wöchentlichen Zusammenkünften der Marburger Gruppe des „Bundes Deutscher Studierender" stehen zunächst einmal Lichtbildervorträge über Ostpreußen und ostpreußische Forschungsprobleme in Verbindung mit dem Herder-Institut für Ostforschung in Marburg auf dem Programm. Die studentische Monatszeitung „Marburger Blätter" brachte Ende Januar einen Bericht über die Marburger Hochschulgruppe des „Bundes „Ostpreußischer Studierender" und ihre Bedeutung.

40jähriges Dienstjubiläum

Der Dienstvorsteher des Bahnhofes Seesen, Bundesbahnoberinspektor Albert Mallon, aus Briesen (Westpr.) stammend, konnte im Januar auf ein 40jähriges Wirken im öffentlichen Dienst zurückblicken. Der Jubilar wurde im Rahmen einer kleinen Feierstunde durch den Vorstand des Betriebsamtes Goslar, Meyer-Krahe, geehrt.

Wir gratulieren!

100. Geburtstag

Friedrich Legat, ältester Einwohner des Landkreises Hameln-Pyrmont, aus Kniprode (Ostpr.) am 6. Januar in Wallensen. Mit 84 Jahren mußte er seine Heimat verlassen. Er erfreut sich noch bester Gesundheit, schmaucht noch gern sein Pfeifchen und erfreut sich bei den Einwohnern des Ortes großer Beliebtheit.

90. Geburtstag

Lina Lack geb. Bremmert aus Heidemaulen bei Königsberg am 15. Januar in Lindern, Kreis Cloppenburg.

89. Geburtstag

Landwirtschaftsrat i. R. Johannes Kautelberg aus Königsberg/Pr., Augustastraße 11, am 12. Februar in Preetz/Holstein, Kührener Str. 28.

83. Geburtstag

Witwe Minna Grunwald aus Königsberg, Rippenstraße 25, am 12. Februar in Seesen/Harz, Talstraße 57. Die Jubilarin erfreut sich bester geistiger Regsamkeit und körperlicher Frische.

81. Geburtstag

Margarete Fromcke geb. Doebler aus Königsberg/Pr., Tragh. Pulverstr. 18/19, am 7. Februar in Landshut/Bay., Troppauer Str. 31, wo die Jubilarin bei ihrer Tochter Else Schmidtke lebt.

80. Geburtstag

Charlotte Schmielewski geb. Pöhl aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, am 5. Februar in Seesen/Harz, Lange Straße 29. Die Jubilarin mußte erst vor kurzer Zeit die Heimat verlassen.

78. Geburtstag

Magdalene Grundele geb. Gross aus Gallingen, Kreis Bartenstein, am 3. Januar in Alfeld (Leine), Jahnstraße 4, wo sie bei ihrer Tochter wohnt.

70. Geburtstag

Witwe Berta Groppler aus Beynuhnen am 22. Februar in Seesen/Harz, Zöllnerstraße 1.

Marie Scharlach geb. Marchlowitz aus Ortelsburg, später Danzig-Zoppot. Die Jubilarin lebt heute in Rosenheim/Obb., Burgfriedenstr. 25.

Februar-Geburtstagskinder in Flensburg

Wilhelmine Grahl aus Königsberg am 12. Februar 88 Jahre; wohnhaft Rote Straße 24.

Christine Döring aus Elbing am 19. Februar 87 Jahre, wohnhaft Mühlenholz 25.

Emilie Hildebrandt aus Königsberg am 20. Februar 85 Jahre; wohnhaft Ulmenstraße 11.

Maria Scheffel aus Königsberg am 1. Februar 85 Jahre; wohnhaft Kloster zum Heiligen Geist.

Marie Graw aus Kirkhausen am 10. Februar 84 Jahre; wohnhaft Blücherlager Baracke 7.

Friedrich Ragnit aus Fauledin am 22. Februar 80 Jahre; wohnhaft Friedheim 90.

Ida Broszeit aus Insterburg am 10. Februar 80 Jahre; wohnhaft Altersheim zur Exe.

Elisabeth Schöler aus Pillau am 9. Februar 70 Jahre; wohnhaft Osterallee 45.

Das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Turnerfamilie Ostpreußen, Westpreußen, Danzig
Anschrift: Wilhelm Alm, Oldenburg (Oldb), Gotenstraße 33.

Ein frohes, gesundes und gesegnetes neues Jahr wünsche ich allen Turnschwestern und Turnbrüdern. Nach mehrmonatiger Unterbrechung sollen an dieser Stelle wieder einige Nachrichten aus unserem Kreise erscheinen. Krankheit und die dadurch entstandene Anhäufung anderer dringender Arbeiten verursachten die Unterbrechung. Anfragen von den verschiedensten Seiten beweisen erfreulicherweise, daß die Nachrichten unserer Turnerfamilie einen festen Leserkreis haben und monatlich erwartet werden.

Zum Geburtstage herzlichste Glück- und Segenswünsche den Kindern des Februar! Herausgehoben seien namentlich die in ein neues Jahrzehnt Eintretenden. Es vollenden **40 Jahre** am 5. 2. **Käte Schießauf-Hoffmann** (Zoppot), am 8. 2. **Hildegard Braun-Jurkat** (KTC Königsberg), am 23. 2. **Erika-Gräber-Lutz** (Dt. Eylau); **50 Jahre** am 1. 2. **Helene Dudek-Karasch** (Lyck), am 8. 2. **Elsberth Lambert-Schötzau** (Tgm. Danzig), am 12. 2. **Susi Eggert** (TuF Danzig) und **Gertrud Thimm** (Rastenburg); **60 Jahre** am 4. 2. **Otto Leistner** (TuF Danzig); **70 Jahre** am 21. 2. **Oskar Barthoff** (Zoppot); **80 Jahre** am 6. 2. **Walter Gaedtke** (KTC Königsberg, Insterburg, Neustadt/OS., u. v. a.).

Der Weihnachtsbrief 1959 konnte erst nach dem Fest versandt werden. Wer ihn etwa nicht bekommen hat oder für Bekannte einige Stücke haben möchte, schreibe mir bitte.

Aus Honolulu auf Hawai, seinem jetzigen Wohnsitz, zeigte **Lothar Winter** (KMTV Königsberg) die Geburt eines Stammhalters, des jüngsten KMTVers, an. Ein Silvesterbild der strahlenden Eltern mit ihrem Söhnling, alle drei im Schmuck der auf Hawai üblichen Blumenkränze, vervollständigte bald darauf die Anzeige. Am 31. 10. 1959 kam „Mark Kalani" zur Welt.

Unbekannt verzogen sind lt. Postvermerk eine Anzahl Turner und Turnerinnen. Teilt mir Wohnungsänderungen bitte stets möglichst bald mit.

Eine Reihe von Todesnachrichten erhielt ich inzwischen nach Abschluß des Weihnachtsbriefes. Es gingen für immer von uns: **Willy Berk** (Elbing), **Paul Bullin** (Tilsit), **Irene Heidelmann** (Tgm. Danzig), **Karl Koch** (Lyck), Lehrerin **Kraetschmann** (Jahn Danzig-Heubude), **Magdalene Kueßner-Spandök** (KMTV Königsbg.), **Ingeborg Lucht-Nielsen** (KTC Königsberg) — der Todestag der Genannten fehlt in den Mitteilungen; ferner am 2. 10. 1959 **Rudolf Kohls** (Marienwerder), am 12. 11. 1959 **Fritz Lutzkat** (Insterburg), am 23. 11. 1959 **Kurt Schielke** (Marienwerder), am 14. 12. 1959 **Irma Bartsch-Turowski** (Ortelsburg), am 17. 12. 1959 **Karl Grüneberg** (KMTV und Rb TuS Königsberg), am 18. 12. 1959 **Karl Schüleit** (KMTV Königsberg und Tilsit), am 29. 12. 1959 **Ernst Jahn (Marienwerder)**.

In aufrichtiger Teilnahme an dem Schmerz der Hinterbliebenen beklagen wir den Tod dieser der Heimat und unserer Gemeinschaft bis zuletzt treuen Freunde. Ein ehrendes Andenken in unseren Reihen ist ihnen gewiß!

Onkel Wilhelm.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 2 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Februar 1960

JUDITTEN

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Zwei Tage nach der Zerbombung unserer Stadt durch englische Phosphorbomben am 29./30. Aug. 1944 lesen wir in einer Königsberger Zeitung folgende aus tiefbetrübtem Herzen kommenden, zum Herzen zahlloser Königsberger sprechenden schönen Verse unserer Heimatdichterin Charlotte Wüstendörfer:

Erzähl' von der alten Kaufmannstadt!
Erzähl' von der alten Zeit,
Als die Speicher noch standen, von Segen satt,
Und im Mondschein leuchteten weit.
Erzähl' von der alten Stadtbibliothek!
Erzähl' mir vom Schloß und vom Dom,
Als die tausend Schiffe noch zogen den Weg
Zum Meere auf goldenem Strom. —
Wird vielleicht einst eine schönere Stadt
Aus den Trümmern von heute ersteh'n;
Wird meine Erinn'rung doch nimmersatt
Die Straßen der Kindheit gehn.

Auch ich muß die Straßen der Kindheit gehen — und heute bitte ich meine Leser mir zu folgen in einen einst „weit vor den Toren" gelegenen „Lustort" — später nur Vorort, aber uns allen lieb und traut: nach Juditten!

Die „Kapornsche Heide" war zur Ordenszeit ein weitausgedehnter wilder Wald, in dem mancher Ritter einen Überfall durch die Preußen gewärtigen mußte, wenn er ihn durchritt.

So ist ja auch die Sage der vier Brüder bekannt, die bei dem später an dieser Stelle errichteten Kruge an der Landstraße von Königsberg nach Bischofshusen und Lochstedt zur Zeit, als Meinhard von Querfurt Landmeister war, von den wilden Prußen überfallen und erschlagen wurden. Die Vierbrüdersäule hat diese Mär bis in unsere Tage liebevoll aufgezeichnet, wenn auch aus dem einfachen Kruge eine freundliche Gaststätte geworden war, deren guter Kuchen und noch besserer „Kopskiekelwein" uns allen wohl bekannt war. In diesem Forst lag am Haff, nahe Margen, die kleine Burg Conovedit, deren Stelle an Wall- und Grabenzeichnung noch zu erkennen war.

Die Kaporner Heide reichte noch bis in die Regierungszeit Friedrichs des Großen nahe an Königsberg heran, bzw. der Königsberger Stadtwald ging, abgesehen von einzelnen gerodeten Flächen und Dorffluren, in die Kaporner Heide über.

Hier schlugen die Russen in Königsbergs erster Russenzeit 1758/62 den Königsberger Stadtwald, der bald hinter Pojenters Hof, also Luisenwahl, begann, nieder. Es blieb nur der kleine Rest, den wir als „Theodor Krohne-Wäldchen" oder als „Juditter Wäldchen" so sehr liebten.

Daß dieser Waldrest sehr alt war, bewiesen die zahlreichen alten Bäumen. Die beiden alten Kiefern am Ausgang aus dem Park „Louisenthal", an der Kreuzungsstelle der Straßen, die wie zwei riesige Wächter den Eintritt ins Wäldchen zu bewachen schienen, sind dafür Zeugen. Unzählige Generationen von Kindern haben unter den Wurzeln dieser beiden Bäume die weitgehend durch Wind und Wetter ausgespült waren und freilagen, Verstecken gespielt oder sind auf ihnen „balanziert" und haben ihre helle Freude an den beiden Föhren gehabt.

Und doch waren sie noch jung, gemessen an den alten Eichen, die es in Juditten noch vereinzelt gab. Der mächtigste und älteste Eichbaum war wohl der dicht neben dem alten Gutsschlößchen, wenn man von der Endstation der Linie weiß-rot, später Linie 7, nach Luisenthal heraufklomm. Dieser Baum hat gewiß noch die heidnischen Prußen gesehen. In meiner Jugend ragten dort, wo sich später die „Waldstraße" hinzog, eine Reihe alter Eichen auf, und an sie erinnerte noch der Name „Am Eichenrain". Eine derselben, am Ostende des Wäldchens, trug mehrere Balkone übereinander, welche die Kinder gerne erstiegen.

Unsere mittelalterlichen Wälder waren an Eichen sehr reich, so stand noch zur Zeit des Markgrafen Georg Friedrich gar nicht weit, in Wilkie, im Wolfswalde, ein dichter Bestand alter Eichen. Damals wurden zahlreiche von ihnen geholzt, um für den Berwartsbau des Schlosses als Deckenbalken Verwendung zu finden.

Wie wunderschön war doch das Juditter Wäldchen im Frühling! Ein ganzer Teppich von Anemonen leuchtete zwischen den Bäumen, und soviel die Königsberger auch pflücken mochten, er blühte jedes Jahr in gleicher Pracht. Im Tal des Baches aber gab es viel Goldmilzenkraut, auch gelbe Anemonen und später das nickende Rühr-mich-nicht-an.

Wie idyllisch war es, im Park Luisenthal, diesem alten verträumten Garten, zu Abend zu essen, um dann den stillen Abendfrieden im Wäldchen zu genießen. Dieser Kaffeegarten war einst der Gutsgarten des Gutes Louisenthal, das um 1760 der Blutgerichts-Pächter, Balthasar Schindelmeisser, kaufte. Später ging es, wie das Blutgericht, in den Besitz des Geh. Commerzienrates Richter über. Als dann vor dem 1. Weltkrieg der verdiente langjährige Stadtverordnetenvorsteher Theodor Cl. Krohne ausschied, nannte man das 206 Hektar große Wäldchen, das er 1898 vor der Abholzung gerettet hatte, ihm zu Ehren Theodor Krohne-Wäldchen, und er stiftete eine bequeme Bank, die unweit des Eingangs im Wäldchen aufgestellt wurde.

Eines schönen Tages, es mag 1907 oder 1908 gewesen sein, leuchteten dem Besucher aus dem Schatten des Wäldchens, unweit hinter der Krohnebank, zwei große weiße Tafeln entgegen. Verbotstafeln? Sie rufen in der freien Natur immer ein peinliches Gefühl hervor. Aber wie angenehm war die Enttäuschung: Kein Verbot, kein Paragraph und keine Strafandrohung prangten in schwarzen Lettern drohend dem Leser entgegen, sondern jede der Tafeln trug ein Gedichtchen!

Das eine lautete:

Wenn dich auf dem Weg der Pflicht
Einst ein Leid begegnet, —
Ring' mit ihm und laß es nicht,
Bis es dich gesegnet!

Das andere war nicht minder sinnig:

Wünsch mir kein Märchenglück,
Sterntalerregen,
Möchte dem Herrgott nur
Einmal begegnen.
Wenn ich im dunkeln Tann
Einmal ihn fände,
Küßte dem Gütigen dann
Dankbar die Hände!

Es war wohl während des 1. Weltkrieges, daß diese Tafeln plötzlich verschwunden waren; ich habe mich an den Stellen, wo sie standen, ihrer immer noch mit Rührung erinnert, weil sie mit ihrem kindlichen und herzlichen Text gar so gut in dieses Märchenwäldchen paßten!

Auch unser großer Landsmann Ferdinand Gregorovius unterlag dem Zauber dieses kleinen, das Gemüt ansprechenden Gehölzes; er schreibt in seinen „Römischen Tagebüchern" (S. 129): „Manchmal dringt die Stimme der Vergangenheit zu mir, so in dem Rauschen des Juditter Waldes."

Wie aus einem uralten Märchen erschien auch der „Wiegestuhl", der am Ausgang aus dem Park Luisenthal aufgestellt war und der mit seinen Besitzer oder, irre ich nicht, mit seinem Besitzergenerationen uralt wurde. Mitten im Grün ein breitausladender Großvaterstuhl aus Strohgeflecht, der auf einer richtigen Warenwaage aufgestellt war. Man nahm Platz und schon wurde hinten mit riesigen eisernen Zentnergewichten gewogen. Die Wiegeergebnisse waren gewissenhaft und bestimmt zuverlässiger, als bei den modernen Wiegeautomaten. Der Stuhl stand, so lange ich denken kann, und aus den Erzählungen meines Vaters ging hervor, daß auch er sich schon viele Jahre lang allfrühjährlich dort hatte wiegen lassen. In den dreißiger Jahren war der Stuhl dann eines schönen Tages verschwunden. Er paßte wohl nicht mehr in die humor- und gemütlose Zeit.

Neben dieser „Sehenswürdigkeit" gab es in Juditten noch eine ganz große Sehenswürdigkeit: das war die Kirche.

Der Ort Juditten ist sehr alt; die Wortendung -itten ist prußisch; er bestand also längst zur Prußenzeit. Er soll seinen Namen von einem Prußenhäuptling Joduthe haben. Der Chronist Peter von Dusberg nennt diesen Sudauer-Edlen Jedetus, der 1288 vom Landmeister Meinhard v. Querfurt mit den Ländereien „prope villam Mednicken" belehnt wurde, zu denen auch „Gaudithin", (= Juditten) gehörte.

Hartknochs Ansicht, der Name stamme von der Hlg. Jutta, ist falsch. 1402 wird der Ort im Ordens-Treßler-Buch Judynkirchen genannt.

Sicherlich hat in Juditten eine befestigte Anlage bestanden; sie lag dem Kirchenhügel gegenüber auf der Höhe des Gutes Luisenthal. Ihren Namen kennen wir nicht mehr.

In so einem alten Orte darf man eine alte Kirche voraussetzen; und in der Tat ist sie ein rechtes Kleinod, schon deshalb, weil sie die älteste Kirche Samlands und Natangens ist. Außerdem ist sie die einzige gotische Kirche Königsbergs, die heute noch erhalten geblieben ist, wenn auch das Innere von den Russen ausgeplündert und die Orgel zerschlagen wurde.

Sie wurde im Jahre 1288 in Findlingsblökken mit sehr dicken Mauern ohne Strebepfeilern erbaut und der Hlg. Jutta geweiht.

Die in der fensterlosen Nordwand des Hauses befindliche Eingangstür trägt einen schönen spätgotischen Klopfring; betritt man dann ihr kleines und intimes Innere, so sieht man die gleichen kunstvollen dreikappigen Sterngewölbe, wie sie der Königsberger Dom in seinen Seitenschiffen besaß. Die Wölblinie ist ein Korbbogen. Hinter dem gedrückt spitzbogigen Triumphbogen besitzt der offenbar jüngere, im halben Achteck geschlossene Chor Sterngewölbe.

Bei einer verständnisvollen Renovierung nach dem 1. Weltkrieg traten im Chor prachtvolle gotische Malereien aus der Christuslegende sowie im Schiff zahlreiche Wappen der ritterlichen Mönche zutage, unter denen sich auch die Wappen des damaligen Samländischen Vogtes Ulrich v. Jungingen und der Ordensmarschälle Konrad v. Wallenrodt und Engelhardt Rabe befinden. Sie stammen von einem unbekannten Meister aus der Zeit Konrads v. Jungingen und müssen einen herrlichen Farbenzusammenklang gegeben haben.

Vielleicht ist dieser Meister derselbe Maler Peter gewesen, der 1398 bis 1414 Ordenshausmaler gewesen ist, am Hochmeisterhofe lebte und von dem Hochmeister Konrad für sich selbst zwei Tafeln zu 4 und 7 Mark Silbers erwarb. Jedenfalls war der Maler, der im Stile der großartigen Lochstedter Malereien schuf, sich seines Könnens bewußt; er schrieb auf eine Gewölbekappe hinter dem Altarraume in eigenartigen gotischen Kleinbuchstaben (Minuskeln) — freilich in etwas großzügigem Latain —: „Leccator maniat (so!), qui pictori mala dicat!".

Auch einige Bänke gotischen Chorgestühls beherbergt die Kirche noch.

Einen Turm hatte das Kirchlein nicht; das war in der frühen Zeit unnötig, weil in Preußen keine Glocken gegossen werden konnten und der Transport aus Deutschland zu weit und schwierig war.

625 Jahre Landsberg

Wechselvolle Schicksale einer kleinen ostpreußischen Stadt

Kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges im Jahre 1935, konnte das ostpreußische Landsberg das 600jährige Stadtjubiläum begehen. Nämlich am Tage der heiligen Agathe (5. Februar) 1335 verlieh der um die Besiedlung der Komturei sehr verdiente Komtur von Balga, Heinrich Muro, dem Ort durch eine Handfeste das Stadtrecht.

Landsberg war nur eine befestigte Stadt mit zwei Toren, dem Ober- und dem Hohentor. Eine Ordensritterbesatzung hat die Ortschaft nie gehabt.

Die ersten Jahrzehnte nach der Gründung mögen wohl ruhig dahingeflossen sein. Aber die damalige Zeit war hart und rauh. Auf fahlem Roß ritt Not und Tod durch die Heimat, und Landsberg wurde auch nicht verschont. Nach der Schlacht bei Tannenberg 1410 ergossen sich die polnischen Horden auch über das Gebiet um Landsberg. Allein in dem kleinen Landsberg wurden nach dem „Schadenbuch" 54 Bewohner getötet oder verschleppt.

Das unheilvolle Wirken des Preußischen Städtebundes brachte nach 40 Jahren wieder schweres Leid. Ein Bericht aus dem Jahre 1466 zählt die Städte und Schlösser auf, die im 13jährigen Kriege „vorderbet und vorbrannet sind"; darunter auch Landsberg.

Nach diesem Kriege hörte Landsberg auf, Ordensstadt zu sein. Am 20. Februar 1482 verlieh der Hochmeister Martin Truchseß dem Söldnerführer Niklis Taubenheim einige Dörfer, dazu den Raum in der Stadt Landsberg und freie Fischerei im Mühlen- und Töpferteich. Somit war Landsberg Lehnsstadt geworden.

Die Nachtstunden des 4. April 1655 sind wohl mit die furchtbarsten gewesen, die je Bürger von Landsberg durchlebt haben. In dieser Nacht brannte die ganze Innenstadt in wenigen Stunden ab. Kirche, Pfarrhaus, Schule, Rathaus und alle Häuser in der Stadt brannten ab, nur die Vorstadt und die Scheunen blieben stehen. Manche Stadteinwohner konnten kaum das nackte Leben retten, Hab und Gut wurden ein Raub der Flammen. Die Kunde von dem Unglück der Stadt erweckte nah und fern große Anteilnahme. Die reichen Hansestädte, Danzig und Elbing besonders, nahmen sich der Not an und schickten reiche Hilfsmittel. Auch die Lehnsherrschaft half tatkräftig.

Immer wieder wurde im Laufe der Jahrhunderte Landsberg von großen Feuersbrunsten betroffen. Im Jahre 1769 müssen zwei gewaltige Brände den Ort heimgesucht haben. Damals war Landsberg Garnisonstadt zweier Kompanien des ältesten preußischen Regiments (nachmals 4. Grenadiere). Die Soldaten waren gerade im Manöver, als die Stadt brannte. Friedrich der Große befahl aber, daß, wenn die Stadt „völlig retablieret sey", Landsberg wieder Garnison werde.

Im Jahre 1802 brannten 6 Häuser, 65 Scheunen und die Mühle nieder; 1804 vor dem Hohen Tore 43 Scheunen. Im Oktober 1831 brannten diese 43 neuerbauten Scheunen mit der ganzen ungedroschenen Ernte wieder ab. Im Dezember entstand ein Großfeuer am Töpferteich, dem 16 Scheunen mit allen Vorräten zum Opfer fielen. Nochmals wurden die Scheunen und Ställe vor dem Hohen Tor im August 1867 ein Raub der Flammen, 17 Gebäude mit Vieh verbrannten. Das letzte große Schadenfeuer des 19. Jahrhunderts war im Juni 1866 vor dem Mühlentor. In wenigen Stunden waren 24 Scheunen und Wohnhäuser zerstört.

Aber nicht nur das Feuer vernichtete so oft den Wohlstand der Stadt, sondern ein noch grausamerer Feind der Menschheit überfiel das friedliche Städtchen: die Pest, die 1602 und 1710 besonders stark wütete. Im Pestjahr 1710 standen 169 Häuser vollkommen leer. Die Chronik sagt: „Es starben fast alle Einwohner. Das Unglücksjahr 1806 hatte durch die russischen und französischen Truppenbesatzungen Hunger und Elend im Gefolge. Pfarrer Kob, der damalige Ortsgeistliche sagt: „Schweres hast du, liebes Landsberg, durchgemacht, doch nie haben dir diese Schickungen den Lebensmut gebrochen!"

Mit dem Schicksal Landsbergs ist allezeit das „Hospital zum Heiligen Geist" verbunden gewesen. Das Hospital ist um 1367 gegründet, und zwar aller Wahrscheinlichkeit von dem Pfarrer Nicolass, der im Jahre 1367 vom Orden Zandersdorf erwarb und es dem Hospital schenkte. Dann kam Zandersdorf durch Verleihung um 1461 in den Privatbesitz des Pfarrers Caspar Boteke. Als er starb, wurde Zandersdorf durch den Herzog wieder dem Hospital zurückgegeben. Um 1540 wußte man nicht mehr, wie das Dorf eigentlich Hospitalslehen geworden war. In der Mitte des 17. Jahrhunderts erhielten es die Waldburger verliehen, die gleichzeitig auch die Unterhaltung des Hospitals übernahmen. Zum Hospital, das unter der Lehnsherrschaft der Reichsgrafen Schwerin neu erbaut wurde, kam auch das Gut Schönwiese für einige Zeit.

Die ersten Nachrichten über die Kirche stammen aus dem Jahre 1367, in welchem das Gotteshaus bereits bestand. Obwohl das Aussehen des Baues im Laufe der Jahrhunderte sich gewandelt hat, ist der Grundriß immer derselbe geblieben. Seit 1569 war das Gotteshaus eine sogenannte Patronatskirche. Patrone waren die Lehnherren der Stadt. Der erste Patron war Hans Jakob von Waldburg.

Eins der interessantesten Bauwerke, welches sich bis in die jüngste Zeit erhalten hatte, war die Ordensmühle, die in den Urkunden seit 1412 verzeichnet ist. Aus der Wildenhoffer Jahresrechnung erfahren wir interessante Einzelheiten über den Betrieb. Sie hat drei Gänge und ist oberschlägig gebaut. Der Müller erhält die sechste Metze und muß jährlich so viel Schweine mästen als er kann. Auf je fünf Stück kann er ein sechstes für sich mästen. Um die Mühle hat sich ein langer Streit entfacht, der hundert Jahre lang währte. Im Jahre 1808 kam sie in Erbpacht und ging schließlich in Privateigentum über.

Bei dem allgemeinen Aufstieg, der sich nach den drei großen Einigungskriegen in Deutschland bemerkbar machte, blühte auch die kleine Stadt im Stablack auf. Selbst nach dem Russeneinfall im Jahre 1914 mit seinen Zerstörungen erholte sich auch Landsberg wieder sehr schnell.

Erst die Auswirkungen des zweiten Weltkrieges im Jahre 1945 wirkten verheerend auf das einst so friedliche Städtchen. Wie überall in den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie haben auch hier die eindringenden Truppen furchtbar gehaust. Nach dem Willen der russischen Machthaber wurde unweit von Landsberg die Grenze zwischen Sowjetbesatzung und polnischer Verwaltung gezogen; Landsberg liegt also heute im polnisch verwalteten Teil der Heimat und gehört zur sogenannten „Woiewodschaft" Allenstein.

Hermann Bink

CARL LANGE

Gedankensplitter

Alles Gute, was du gleich tust, ist wohlgetan.

*

Oft ist es das Ungesagte, das am stärksten zu Dir spricht.

*

Zögere nicht, Gutes zu tun, zu denken, denn der Segen, den Du anderen bringst, kommt zu Dir zurück.

*

Die geheimen Wirkungen zwischen Menschenseelen sind oft die stärksten und beglückendsten Erlebnisse.

*

Ein Wort ist es oft nur, ein Vers, ein Bild, das Dich bewegt und erschüttert und Dich nie wieder im Leben verläßt.

*

Wer ein Licht in Deinem Herzen entzündet, schenkt Dir eine Kraftquelle, die auch in dunklen Zeiten nicht versiegt und verlöscht.

Der Maler Prof. Eduard Bischoff / Ein Gruß zum 70. Geburtstag

Am 25. Januar wirst Du, lieber Eduard Bischoff, 70 Jahre alt! Es ist ein reiches und erfülltes Malerleben, auf das Du voll Stolz und Befriedigung über das bisher Geleistete, aber auch mit dem Gefühl einer wehen Melancholie, die tief auf der Trauer Deines Herzens um die untergegangene Heimat Ostpreußen kommt und still in Deinen klaren Augen steht, zurückblickst. Deine lebhaften Augen, die schon als junger Fahrensmann weit vor dem ersten Weltkrieg auf den weiten Reisen entlang der Levante und durch das Schwarze Meer das Wesentliche vom weniger Bedeutungsvollen zu unterscheiden lernten und die dann später Stift und Kohle, Pinsel und Feder sicher zu führen wußten; die das Hohe Lied der Nehrung mit ihren Dünen zwischen Haff und See malerisch deuteten und die Schönheiten Masurens ebenso wie die Bilder aus der historischen Vergangenheit unserer hartumkämpften ostpreußischen Grenzlande und seiner Bewohner, der Fischer und Bauern, Bürger und Soldaten, auf Papier und Leinwand bannten.

In langen Reihen hängen heute Deine Bilder in den neuen Ausstellungsräumen und Gängen vor dem großen Atelier in der Künstlersiedlung Halfmannshof bei Gelsenkirchen, die Dir nach der aufreibenden Zeit der Flucht und den stillen Jahren in der Lüneburger



Foto: Lankau

Heide zur Wahlheimat wurde. So klar und übersichtlich das Ganze auf den ersten Blick erscheint, so ist man doch von der Fülle des Geschauten und den mannigfachen Erscheinungen zunächst verwirrt, bis sich dann — was man zunächst vielleicht gar nicht glauben wollte — völlig klare Linien der Entwicklung zeigen, bis sich ein gewaltiger Schaffensgang herausstellt, der aus der Zeit vor 1914 bis in unsere jüngsten Zeitläufe hineinreicht. An Landschaftsbildern und Portraits, figürlichen Kompositionen, zahlreichen Entwürfen für Glasfenster, Mosaikarbeiten und großflächige Wandmalereien, an Holzschnitten und Keramiken wird deutlich, wie Du um den Ausgleich zwischen Farbe und Form gerungen hast, wie im harten Streben das Stadium der Selbstsicherheit und Kraft erreicht und schließlich die fortschreitende Stilbildung deutlich erkennbar wurde, die sich — jenseits aller Kunstrichtungen — in einem schönen, harmonischen, klaren und ruhigen Zusammenspiel manifestiert. Hier gibt es keine irgendwie gearteten „Ismen"; hier ist alles echter und typischer „Bischoff".

Welch' ein zauberhafter und zugleich die Phantasie beflügelnder Rhythmus liegt in den starken Farben und sicheren Formen Deiner Werke, über denen wir noch heute den Abglanz früherer Kämpfe liegen zu sehen glauben. Wir erleben staunend — um nur ein Beispiel anzuführen — jene eindrucksvollen Männer, Frauen und Kinder von der Kurischen Nehrung aus Pillkoppen und Nidden, diese wuchtigen Fischergestalten mit dem Blick der Erdfestigkeit, die noch nie etwas zu erschüttern vermochte und die Dir in ihrer Geistigkeit die seelische Erfahrung ganzer Generationen offenbarten. Dort wiederum erblickten wir eine Schar von Mähern und Schnitterinnen, wie sie sich in die Weite des sommerüberglühten masurischen Landes in ein großes Ährenfeld hineinarbeiten, oder lang ausgestreckt ruht ein Mädchen in den Garben von harter Erntearbeit aus. Alle diese Menschen sind nicht nur verständnisvoll erfaßt, nein, Du hast sie mitfühlend in die ihnen gemäße Landschaft eingebettet. So erfaßtest Du die Seele der heimatlichen ostpreußischen Landschaft auf eine ganz neue, von aller Konvention freien Art, für die Dir vor allem die Jüngeren unter uns Dank wissen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, den geheimnisvollen Zauber unseres „Paradieses Ostpreußen", in dem neben erdhaftem Ernst sehr oft ganz südlich anmutende, heitere Idyllen standen, mit vollem Bewußtsein zu erleben. Vergessen wir dabei auch nicht Deine prächtigen Pferdestudien und jene Werke, die in Trakehnen und auf den ostpreußischen Renn- und Turnierplätzen entstanden sind und die uns daran erinnern, daß seit den Tagen Deiner frühesten Kindheit Deine ganze Zuneigung und Liebe diesen treuen Geschöpfen galt!

Weitgespannt ist auch der Rahmen Deiner Portraitmalerei: angefangen bei jenem Bildnis Hindenburgs, das im Winter 1914/15 entstand über die lange Reihe der vielen Bilder von schwedischen Freunden aus den Jahren nach dem ersten Weltkrieg zu den Portraits bekannter Persönlichkeiten aus der Wirtschaft und dem Kultur- und Geistesleben unserer Provinz bis hin zu den Bildnissen afrikanischer Stammesfürsten und Potentaten, die auf der großen Afrikareise 1952/53 gemalt worden sind. Immer hast Du, schöpfend aus dem reichsprudelnden Born Deiner Erfahrungen, von der Impression her den äußerlichen und innerlichen Menschen aufgrund einer scharfen Beobachtung zu erfassen vermocht in einer alles umfassenden Geistigkeit, die über das Augenblickliche weit hinausreicht. Ergriffen stehen wir vor dem Bildnis Deines in der Sylvesternacht 1942 im Kaukasus gefallenen Sohnes Fridolin; wehmütig betrachten wir die Bilder der Freunde und Gefährten, die uns an glückliche Tage in der alten Heimat erinnern.

Ein großer Schritt führte Dich von der figürlichen und der Landschaftsmalerei an die Wand: eindringlich und mit ungewöhnlicher Gestaltungskraft wurden Themen bewältigt, ob es sich um die Ausgestaltung der Stadthalle zu Insterburg, das Stauerhaus und die Handelshochschule in Königsberg oder Festsäle und Verwaltungsgebäude in Bartenstein, Pr.-Eylau, Tilsit und — nach dem Zusammenbruch — in Gelsenkirchen, Bochum und anderen Orten des Reviers handelte. Gerade die meist monumentale Wandmalerei in Kasein und Fresko lockte Dich, weil sie den Künstler vor manche neue und schwierige Aufgabe stellt und weil sie ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten hat, die vielfach erst aus einer reichen Erfahrung heraus erlernt und beherrscht werden können.

Der langen Reihe bedeutender Erfolge in der Heimat schlossen sich weitere im Westen des Reiches — auch auf anderen Gebieten der künstlerischen Gestaltung — an: wunderbare, in ihrer straffen Struktur aufsehenerregende Fenster in zahlreichen Kirchen des Ruhrgebietes, Keramiken und Glasschliff- sowie Eisenrelief-Werke für öffentliche Bauten in Nordrhein-Westfalen, Mosaikarbeiten und Wandbilder für Banken und staatliche oder städtische Institutionen. Aus vielen Wettbewerben als 1. Preisträger hervorgegangen, brachten Dir ebenso Deine Kollektiv-Ausstellungen über die Grenzen Deutschlands hinaus Anerkennung, wobei ich vor allem an die schönen Erfolge in Braunschweig, Düsseldorf, Frankfurt, Gelsenkirchen, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Lübeck, Marburg, Münster, Wiesbaden und Bad Oeynhausen denke, nicht zu vergessen die ein weltweites Echo hervorgerufene Ausstellung MENSAGE ARTISTICO DE ALEMANIA in Südamerika, die unter anderem in Chile und Caracas gezeigt wurde.

Voller Stolz freuten wir uns mit, als Dir, dem treuen Sohne Ostpreußens, zu Pfingsten 1959 in Berlin der „Ostpreußische Kulturpreis" verliehen wurde. Selbst auf die Gefahr hin, daß vielleicht in der Begründung der Jury für die Vergabe dieses Preises an Dich mehr über Dich und Dein Werk ausgesagt wird als in diesem langen Aufsatz oder daß man mir vorwerfen wird, ich trüge Eulen nach Athen, will ich doch hier an dieser Stelle die Worte des Bundesvorstandes der „Landsmannschaft Ostpreußen" wiederholen: „Das Schaffen des am 25. Januar 1890 in Königsberg (Pr.) geborenen Malers Professor Eduard Bischoff zeigt in seiner künstlerischen Intuition einen immer neuen Erlebnis- und Gestaltungsreichtum in der Deutung der ostpreußischen Landschaft und ihres Menschen. In einem großangelegten Werk erfüllt sich ein Malerleben, das sich in illusionsloser Verpflichtung an die Forderungen künstlerischer Arbeit gebunden weiß und einen Künstler von großem Format ausweist!"

Und Deine Pläne für die kommenden Schaffensjahre? Nachdem Dich bisher Studienfahrten nach Frankreich, Schweden, Holland, Italien und weitere Reisen in den Vorderen Orient, nach Kleinasien, zur Goldküste und ins Kongogebiet wie auch nach Liberia führten, rüstest Du Dich jetzt bereits zur Großen Norwegenfahrt, die Dich zusammen mit Deinem Schwiegersohn im Februar und März in den Fjorden der Westküste sehen wird. Und so, wie wir Dich kennen, wirst Du es auch wahr machen und Deine nächsten Bilder danach — vor der Akropolis oder einem Megaron in Ägina sitzend — im sonnigen Hellas malen. Ganz abgesehen davon, daß weit hinten in der Ferne noch immer die Tempel am Ufer des Ganges locken, die Dschungel Indiens rufen... Und wenn Du Dir noch ein wenig Zeit läßt, wird Dich Dein Enkel Endrick, der nach dem Abitur zur See fahren will (aber als Kapitän bei der christlichen Seefahrt und nicht als „Moses" auf schwankendem Seelenverkäufer wie vor 50 Jahren der berühmte Maler-Großvater!) in jene wärmeren Breitengrade mitnehmen!

Laß' mich nun zum Schluß kommen, lieber Eduard Bischoff, und laß' es mich noch einmal aussprechen dürfen:

Du bist nicht nur der Maler Ostpreußens!

Schon lange vor der Vertreibung aus der Heimatstadt Königsberg brachten Dich Dein Können und Deine Meisterschaft in die erste Reihe der führenden und bedeutendsten Maler Deutschlands, wo Du auch heute, vielleicht noch stärker und ausgeprägter als in früheren Zeiten, Deinen Platz behauptest. Ich weiß: Deine Bescheidenheit, Dein Wirken als einer der Stillen im Lande, Deine charakteristische Zurückhaltung werden diese Feststellung mit der bekannten leichten Schulterbewegung und einem feinem Lächeln abtun. Aber Du hast noch nie Wert darauf gelegt, als „Zeitkünstler" zu Erfolgen zu gelangen, die Dir der günstige Augenblick leicht greifbar und so häufig hatte bescheren wollen. Deine Aufgabe, die Du Dir selber von Anbeginn stelltest, war es, Diener und Künder einer echten, unverfälschten, wahrhaften und universalen Kunst zu sein! So bist Du Deinen Weg gegangen, und Deine Erfolge haben die Richtigkeit Deiner Ansichten und Deiner Malerei bestätigt, so wie sie Dir Deine menschliche Bescheidenheit zu keiner Stunde nehmen konnten. Du gehörst zu jenen echten Künstlern, die sich selbst nie als vollendet ansehen, die stets aufs neue mit jedem Werk und um seine Gestaltung ringen, die zu immer höheren Zielen streben und jede Arbeit mit neuer Demut vor der schöpferischen Begnadung beginnen.

In diesem Sinne, lieber Eduard Bischoff, „hoal dem Pensel fast!" und nimm ein herzliches „Glück auf!" entgegen für die Zukunft, in der Du ja nun, wie Du erst unlängst launig bemerktest, allmählich mal anfangen mußt, Deine „besseren" Bilder zu malen!

Dein Hans-Helmut Lankau

Carl Lange (†) zum 75. Geburtstag

Wie bald ist in unserer rasenden Zeit vergessen, was vor kurzem noch sehr erregend war, gleich, ob es sich um politische, wirtschaftliche oder sonstige Dinge handelte. Und noch viel schneller wird ein Mensch vergessen, der kürzlich noch sehr lebendig und ruhelos schaffend unter uns weilte, nun aber abberufen ist in eine, wie man meint, bessere Welt. Und wenn solch ein Mensch gar zu denen zählte, die man im Leben „Die Stillen" nannte, dann wird es nach seinem Tode noch eher still um ihn und seine Arbeit.

Carl Lange, um den es hier geht, zählte zu solchen „Stillen im Lande". Wie oft schrieb er Gedichte, die gerade jene Stunden priesen, in denen er ganz sich selbst gehörte, dem Kreise seiner Lieben und seinem Gotte. Carl Lange war ja ein Mensch, dem die Begriffe, Glauben, Freundschaft, Liebe und Ehrfurcht nicht nur tönende Worte waren (was sie so oft heute sind); sie waren sein gelebtes Leben! Das wissen alle, die diesem Manne näher standen. Das werden sie ihm auch jetzt nicht vergessen, wo er nicht mehr unter ihnen weilt.

Der weit größere Kreis, der mehr als um den Menschen Carl Lange um seine eigentliche Lebensarbeit wußte und weiß, wird ihm vor allem für diese unermüdliche Arbeit danken, die ganz seiner Heimat und seinem Volke gehörte. Es war die Arbeit, die ihm stets eine drängende Aufgabe war, der er sich mit all seinen Kräften widmete, auch — und gerade — in den größten Notzeiten unseres Volkes: die Betreuung der von ihm in den bösen zwanziger Jahren gegründeten Ostdeutschen Monatshefte, die anfangs in Danzig-Oliva erschienen, später, nach seiner Vertreibung und seiner Entlassung aus dem russischen Kerker, in Bremen. Fast ein Jahrzehnt lebte und wirkte Lange noch in dieser regen Hansestadt, seiner neuen Heimat, in der schon die Ahnen seiner Frau, seiner getreuen Helferin und Kameradin, als Handelsherren geschafft hatten.

Mitten aus seiner Arbeit an jenen Monatsheften riß ihn der jähe Tod. Es geschah gerade in den Tagen, wo der große Freundeskreis der „Kogge" (einer Vereinigung deutscher, niederländischer und flämischer Dichter und Schriftsteller, deren Mitbegründer er in den zwanziger Jahren gewesen war) in Minden tagte und seiner harrte.

Daß die Arbeit an den Ostdeutschen Monatsheften, so sehr sie eine politische war, nämlich das geistige Ringen um den seit je heiß umstrittenen deutschen Osten, daß diese Arbeit selbst von denen, gegen deren Herausforderung sie gerichtet war, in ihrer lärmlosen Sachlichkeit gelegentlich anerkannt wurde, das ist ein gutes Zeichen für Carl Lange und sein wahrhaftiges, weitherziges Menschentum, für seine rechtliche, unbestechliche menschliche Anständigkeit und menschliche Sauberkeit. Seltene Eigenschaften in einer Zeit, wo innere Unsauberkeit und Verlogenheit wie eine seelische Krankheit um sich greifen, weil Recht, Glauben, Treue, Wahrhaftigkeit Dinge sind, die mehr und mehr an Gewicht verlieren in einer blind, leichtsinnig und verantwortungslos den letzten Abgrunde entgegentaumelnden Welt.

Am 27. Januar 1960 wäre Carl Lange 75 Jahre alt geworden. Wir wollen still an diesem Tage seiner gedenken!

Fritz Kudnig

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

Als im 12. Jahrhundert die ersten deutschen Kaufleute an der Küste des heutigen Baltikum landeten und dort ihre Handelsniederlassungen gründeten, lebten hier noch die Völker der Liven und Kurren. Beide sind längst untergegangen. Allerdings tauchte nach dem ersten Weltkrieg, als sich aus den bisher russischen Provinzen Livland und Kurland der baltische Staat Lettland gebildet hatte, in Livland ein Mann auf, der Beweise hatte, von den einstigen livischen Königen abzustammen und nun seine Ansprüche dem lettischen Staat gegenüber geltend machte. Man hat ihn als geisteskrank erklärt, wie es dann in solchen Fällen üblich ist.

Die Sprache der Liven ist nicht mehr bekannt die der Kuren, eines Brudervolkes der Prussen, wird noch von den Fischern unserer Kurischen Nehrung gesprochen. Sie ist der lettischen und auch der litauischen Sprache verwandt, die beide wiederum der altpreußischen ähneln, da diese Völker auch zum preußisch-kurischen Kulturkreis zählten.

Den deutschen Kaufleuten folgte der Deutsche Schwertbrüderorden. Am Dünaufer gründete er bereits 1201 die mächtigste und schönste Stadt des Baltikums, Riga, zugleich Sitz des Bischofs von Livland. Als in Preußenland noch immer der blutige Eroberungskrieg tobte, lebten dort oben im Baltikum die deutschen Siedler bereits in geordneten Dorfgemeinschaften und Städten, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte der Schwertbrüderorden sein Gebiet bis an das heutige Kurische Haff ausgedehnt. Hier ließ Hochmeister Poppo von Osterna den livländischen Landmeister Eberhard von Seyne 1252 eine Burg an der Dangemündung erbauen und einen Flecken anlegen, der im Jahre darauf schon Stadtrechte erhielt. Da zu jener Zeit der noch vielarmige Memelstrom unweit der neuen Burg in das Haff mündete, erhielt die neue Stadt den Namen Mymmel, aus dem dann die Benennung Memmel und schließlich Memel wurde. Heute befindet sich die Strommündung etwa 100 km südlich von Memel. Da die ersten Bürger Memels aus Dortmund und Umgebung gekommen waren, begehrten sie, die Stadt in „Neu-Dortmund" umzubenennen. Aber es ist dann doch bei dem alten Namen geblieben.

Fast scheint es, als ob Memel unter einem Unstern gegründet worden ist; denn die Stadtgeschichte berichtet durch die Jahrhunderte von Krieg, Mord, Brand und Seuchen und von Leiden der Bürger, die geschunden, verschleppt oder erschlagen wurden. Aber mit bewundernswerter Zähigkeit und Anhänglichkeit haben die Memeler immer von neuem ihre Grenzstadt aufgebaut, um sie bald wieder zu verlieren. So ist der Schicksalsweg dieser ältesten Stadt Ostpreußens von Anfang bis zum bitteren Ende 1945 vorgezeichnet gewesen.

1459, mitten in den Wirren des Bürgerkrieges, zu dem sich der „Städtekrieg" im Ordenslande ausgewachsen hatte, kam wieder eine Schreckenskunde aus der eine Tagesreise entfernten Stadt an der Dange zum Memelstrom. Städtebündler hatten das wehrlose Städtchen überfallen und gebrandschatzt. Unterdessen haben Danziger Schiffe vor Memel auf der Lauer gelegen und alle Schiffe weggefangen, die in den Hafen einlaufen wollten. Die Memeler Kaufleute hatten nämlich seit einiger Zeit eigene Schiffe, und der anlaufende Seehandel war den Danzigern ein Dorn im Auge, da sie eine Beeinträchtigung ihres Handels befürchteten. So sollten nun die Memeler mit Gewalt gezwungen werden, den konkurrierenden Handel aufzugeben.

Übrigens hatten schon im Jahre 1456 Danziger Stadtsöldner Memel teilweise verbrannt und ausgeraubt, die Schiffe weggeführt oder versenkt, die Einfahrt zum Dangefluß mit Sand und Steinen zugeschüttet. Sie waren auch 1457 wieder über Memel hergefallen und haben arg gehaust. Kurz vor Ende des Städtekrieges, 1465, ist sogar die vereinigte Flotte der Handelsstädte Königsberg, Elbing und Danzig vor Memel erschienen und hat die Küste lange Zeit blockiert, während die Besatzungen die Stadt heimsuchten. Und das alles aus Konkurrenzneid.

Der Thorner Friedensvertrag 1466 hatte dem Deutschen Ritterorden nicht nur seine reichsten Städte und hohen Einkünfte genommen, sondern ihm auch drückende Kriegsschulden auferlegt. Sorgen über Sorgen bewegten den jetzt auf dem Königsberger Schloß residierenden Hochmeister und die Ordensgebietiger. Im verbleibenden Restteil des Landes, nun polnisches Lehen, waren Chaos und Verwüstung. Die Ordensverwaltung mußte reorganisiert werden, auf engem Raume waren nicht nur die Ordensbrüder unterzubringen, sondern auch den vielen Flüchtlingen aus den jetzt polnisch gewordenen Landesteilen mußten neue Heimstätten geschaffen werden.

Da entschloß sich der Orden zu einer großzügigen Kolonisation, wie in der Zeit nach dem Eroberungskriege; denn in Nadrauen und Schalauen waren noch weite Teile von der „großen wildnus" bedeckt. Hier konnte Neuland geschaffen werden.

In Schalauen hatten sich bisher deutsche Kolonisten nur an den Ordensburgen Ragnit und Tilsit niedergelassen. Die altschalauischen Siedlungen bei Tilsit: Senteinen, Splitter, Weynothen, Linkuhnen und, jenseits der Memel, Poggen waren nur, von der alteingesessenen Bevölkerung bewohnt. Der tatkräftige Komtur von Ragnit, Hans von der Narbe, rief jetzt deutsche Siedler nach Schalauen. Sie kamen, und bald standen dort, wo sich der Urwald ausgeweitet hatte, die ersten deutschen Dörfer im Tilsiter und Ragniter Gebiet, ebenso die ersten Rittergüter. Die letzteren waren Schenkungen des Ordens an verdiente Männer.

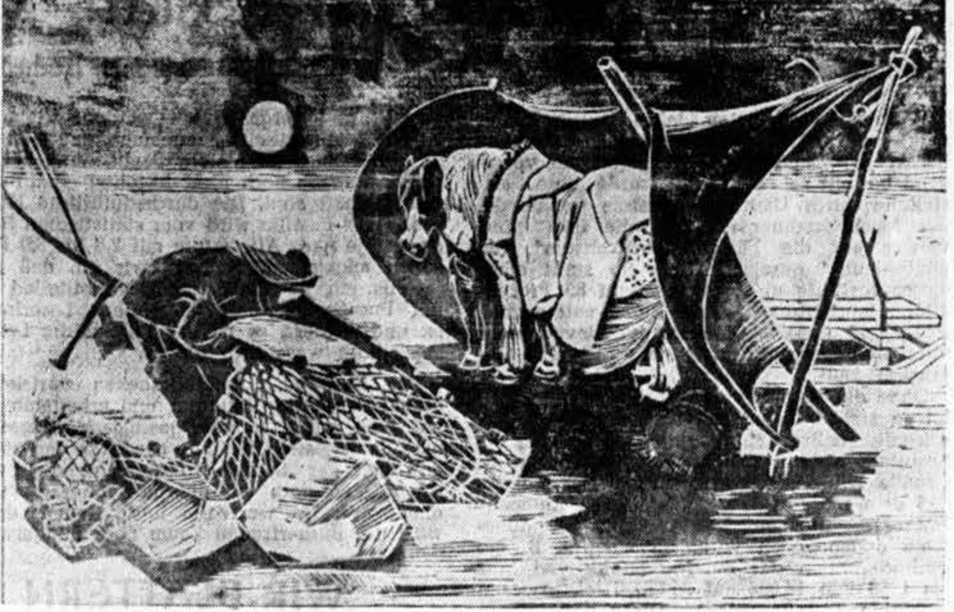
So erhielt am 15. August 1470 Herr von Haystedt eine Erbverschreibung über einen großen Landbesitz im Umkreis von Ragnit und als besondere Anerkennung einen prächtigen Harnisch nebst Reitpferd. Ein Teil dieses Besitzes gehörte zu unserer Zeit zum Gute Gerskullen. 1475 wurden durch Georg von Dhoseyn, aus einer Familie altpreußischer Edelinge stammend, östlich von Ragnit Ländereien am Memelstrom geschenkt. Hier stand bis zuletzt das Gut Tussainen, dessen Benennung von dem Familiennamen Dhoseyn abgeleitet worden ist. Das Gut war zuletzt im Besitz der Familie von Sanden.

Am 19. März 1486 schenkte der Orden dem Hans von Perschkau, gleichfalls aus altpreußischem Stamme, und seinen Erbnehmern die bei Tilsit gelegenen Dörfer Senteinen und Kaliskapen (Kallkappen) und ein „gütlein" dazu. Die beiden Dörfer sind Vororte von Tilsit geworden, ihre einstigen Besitzer haben in der Deutsch-Ordenskirche ihre letzte Ruhestätte gefunden.

(Wird fortgesetzt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Prof. Eduard Bischoff / Eisfischer auf der Kurischen Nehrung (Holzschnitt)

Die alkoholisierten Sardinen

Von Wolfgang Federau

„Auch im Bereich der Gastronomie sind die Wege des Schicksals und die Art, wie neue Gerichte erfunden werden und sich durchsetzen, wunderbar", erzählte der alte Kommerzienrat Wubbenhorst mit einem halb behaglichen, halb süffisanten Lächeln. Und seine Nachbarin, die Doktorin Schenkel, bewunderte zum soundsovielten Male das anmutige Spiel seiner schlanken, weißen und gepflegten Hände, die zierliche Art, wie er eben genießerisch einen Pfirsich schälte.

Es könnten die Hände eines Malers, nein, eines Klaviervirtuosen sein, dachte sie. Statt dessen hat er sich zeitlebens damit beschäftigt, exotische Früchte und seltene Leckerbissen zu importieren, und er hat, man sieht es ihm an, es in dieser Tätigkeit zu schönen und klingenden Erfolgen gebracht.

„Einmal", fuhr Wubbenhorst fort, ohne sich erst lange bitten zu lassen — er erzählte gern und niemand nahm ihm das übel, denn er hatte viel und oft Ungewöhnliches erlebt auf seinen mancherlei Auslandsreisen und wußte diese Abenteuer auf fesselnde, aber auch unaufdringliche Art zu berichten — „einmal hatte ich geschäftlich im Baltikum zu tun, ein paar Jahre vor dem Weltkrieg. Es interessiert Sie gewiß nicht, worum es ging, und so kann ich mir Einzelheiten über den Zweck und Anlaß meiner Reise ersparen. Jedenfalls, ich mußte hin, und ich wurde in Riga, meinem ersten Aufenthaltsort, von einem meiner Geschäftsfreunde eingeladen zu einem großen Abendessen. Wie es bei uns Kaufleuten so üblich ist — bei anderen ja übrigens auch.

Es war selbstverständlich eine rein deutsche Gesellschaft; die Deutschen pflegten ja mit Letten und Esten kaum irgendwelchen Verkehr und hielten sich, als dünne Oberschicht, fast völlig abgeschlossen. Es war eine recht vornehme Gesellschaft, und mancher alte adelige Name war dort vertreten, wie es aus der Geschichte der baltischen Provinzen, beinahe selbstverständlich war, wo die Deutschen seit Jahrhunderten immer nur untereinander geheiratet und nur wenig neuer Blutzufluß aus ihrem eigentlichen Herkunfts- und Vaterlande erhalten haben.

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß gewisse Sitten und Gebräuche des damaligen vornehmen Rußland sich auch bis ins Baltikum ausgebreitet hatten, und zu diesen Gebräuchen gehörte auch, daß vor jedem Essen, ehe die eigentliche Speisefolge begann, eine „Sakuska" gereicht wurde. Eine Art kaltes Büfett; man aß diese netten und teilweise schweren Kleinigkeiten: Skumbria, Sardinen, Kaviar, Stör und derlei meist auch im Stehen, vor eben dem Büfett.

Nun, wer mich kennt, der weiß, daß ich gern gut esse — andere tun's natürlich auch — und selbst die schwerstverdaulichen Dinge können mir nichts anhaben. Dazu ist mein Magen zu gut dressiert und auch zu widerstandsfähig. Aber ich bin ein ausgesprochener Weintrinker, selbst Bier bekommt mir nicht besonders, und Liköre und Schnäpse habe ich seit jeher nicht vertragen.

Nun gehört aber zu einer solchen Sakuska auch ein gleichsam reichsortiertes Lager mit den verschiedensten Schnäpsen, Kognak und Edelkorn und Wacholder, Tschista Wodka natürlich und hausgemachte Kirsch- und Pflaumenliköre und derlei. Und alle Augenblicke wird einem von dem und jenem zugeprostet, und man ist als unhöflich verschrien, wenn man nicht dankt und ordentlich mittrinkt.

Tja, so also begann das Essen, und ich sah gleich, daß ich diesen Anforderungen nicht gerecht werden würde. Aber ich lehnte sehr glücklich an der einen Ecke des langen, riesigen Büfetts, und ich fand gleich heraus, wie ich mich einigermaßen schmerzlos aus der Affäre ziehen konnte. Ich setzte zwar immer wieder, wenn mir jemand zuprostet, das Glas an die Lippen, aber ich trank nur zum Schein mit, und so wie ich unbeachtet war, goß ich den größeren Teil des Glasinhalts in eine halbrechts hinter mir stehende, geöffnete Sardinenbüchse. Eine der dort üblichen großen Büchsen, die man hier gar nicht kennt, und die allerhand Volumen haben, also auch allerhand in sich aufzunehmen vermögen.

Es ging gut, es ging sogar ausgezeichnet, und ich sah nur mit einiger Besorgnis dem Augenblick entgegen, da sich jemand von den Gästen dieser Büchse bemächtigen und sich aus ihrem Inhalt bedienen würde. Dieser Augenblick kam dann auch endlich, und es war eine sehr alte, aber sehr feine Dame, eine Gräfin Medem, die sich durch jemanden von der Bedienung aus dieser Büchse etwas auf den Teller legen ließ. Mit einer Scheibe Toast dazu.

Ich gestehe, daß mir ein bißchen der Angstschweiß auf die Stirn trat. Und daß mir auch die reizende Dame des Hauses leid tat, die nun für meine Sünde würde büßen müssen. Aber dann ..."

„Aber dann?" fragten die Zuhörer, neugierig und aufs äußerste gespannt, da der alte Wubbenhorst eine wohlbedachte Kunstpause eingelegt hatte.

„Aber dann", fuhr er mit unbewegtem Gesicht fort, „kam alles ganz anders". „Fabelhaft!" rief die Gräfin Medem nämlich, nachdem sie kaum den ersten Bissen mit wenig Öl und sehr viel gemischtem Alkohol gekostet hatte, „liebe Frau Roth" — so hieß nämlich die Dame des Hauses — „diese Art Sardinen zu reichen, ist zwar ungewöhnlich, macht aber Ihrer Erfindungsgabe und Ihrer Zunge alle Ehre!" Frau Roth, die natürlich nicht wußte, worum es sich handeln konnte, wurde sehr verlegen und errötete, aber sie war geistesgegenwärtig genug, keine Überraschung zu äußern, keine Frage zu stellen und sich ein geschmeicheltes Lächeln abzuringen, als die Gräfin erklärte, fortan werde man bei ihr die Sardinen nur noch auf diese Art servieren."

Geruhig hob der Kommerzienrat sein Glas an die Lippen, während die Tischgesellschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Die Geschichte hat noch eine weitere Pointe", sagte er dann mit einem feinen Lächeln. „Ich hatte bei meiner Heimkehr meiner verstorbenen Frau auch ein wenig von der baltischen Küche vorgeplaudert; jedes Land hat ja seine Spezialitäten, und meine Frau war immer auf Jagd nach neuen und ungewöhnlichen Gerichten. Sie bat mich, ob ich ihr nicht ein baltisches Kochbuch besorgen könnte, und nachdem ich es lange vergessen hatte, mich dieserhalb zu bemühen, schrieb ich endlich an einen meiner Geschäftsfreunde. Inzwischen mochten aber fast zwei Jahre seit meiner Reise vergangen sein. Nun müssen Sie wissen, daß jene Gräfin Medem ein Haus führte, das bekannt war — und bestimmend war in Dingen des guten Geschmacks — von Mitau bis Walk, von Riga bis Reval und Dorpat. Und wenn Sie das bedenken, dann wird es Sie vielleicht nicht gar so sehr in Erstaunen versetzen, daß in diesem endlich einlaufenden Kochbuch, neueste Auflage, soeben erschienen, in der Abteilung „Vorspeisen" sich auch folgendes fand:

Sardinen à la Medem — Die Sardinenbüchsen werden geöffnet und das Öl, in das die Sardinen eingebettet sind, mit einem Schuß Kognak und einigen Tropfen Wodka, Arak, Korn und Pflaumenschnaps übergossen. Der Alkohol gibt den Sardinen einen besonders pikanten und appetitanregenden Geschmack."

„Ihr Wohl, Herr Kommerzienrat!" rief der Hausherr und hob Wubbenhorst fast schluchzend vor Lachen sein Glas entgegen.

„Danke!" erwiderte Wubbenhorst und verbeugte sich mit betont steifer, altväterlicher Grandezza.

Johannes Trojan

Der Bowke

Denk' Danzig ich, der Vaterstadt,
die soviel Trautes an sich hat,
dann immer ins Gedächtnis kommt
mir wieder, im Erscheinen prompt,
der Bowke.

Der Bowke ist ein pfiff'ger Wicht,
besser ist's, man traut ihm nicht.
Er bummelt gern umher und glaubt,
ein jeder Kniff sei ihm erlaubt,
dem Bowke.

Doch ist der Danz'ger Bowke auch
ein Schmeichelwort im Sprachgebrauch;
wie es „du Schelm!" heißt anderwärts,
so man zum Kinde dort im Scherz:
„Du Bowke!"

O war das nett und klang das süß,
wenn man als Kind ein Bowke hieß!
Ich wollt', ich würde wieder klein,
nur, um dann einmal noch zu sein
ein Bowke.

Entnommen mit freundlicher Genehmigung des Aufstieg-Verlages, München, dem Sammelband „Heitere Stremel von Weichsel und Memel", Schmunzelgeschichten aus Ost- und Westpreußen. Herausgegeben von Fritz Kudnig unter Mitwirkung aller namhaften ost- und westpreußischen Autoren.

Fideles Ostpreußen

Von Hermann Bink

Die lieben Erben

Ein Memeler Kaufherr lag ernstlich krank. Allerhand junge und alte Leute fanden sich im Hause ein, nahe und entfernte Verwandte, die sich sonst nie um den Alten gekümmert hatten. Als der behandelnde Arzt aus der Krankenstubet trat und die anwesende Gesellschaft sah, die neugierig das Gesicht des Doktors anschaute, machte er eine sehr bedenkliche Miene. „Es steht schlecht", sagte er, worauf ein allgemeines: „Oh"! folgte. „Es steht schlecht um Euch, der alte Herr ist bald wieder gesund!"

Der Umzug

Ein ziemlich verbummelter Student stand in Königsberg auf dem Steindamm und betrachtete sinnend ein Schaufenster. Unter dem Arm hielt er eine Zigarrenschachtel. Eine junge Dame seiner Bekanntschaft sprach den Träumenden an und meinte mahnend: „Herr Hoffheinz, ich sehe Sie schon wieder mit einer Zigarrenkiste. Sie rauchen zuviel, darum sehen Sie so ungesund aus!"

„I Gott bewahre!" entgegnete der Bruder Leichtsinn, „ich ziehe man bloß um!"

Die Sparsame

Zwei Freundinnen unterhalten sich über eine gemeinsame Bekannte. „Weißt Du, die Liesbeth ist doch so gut und mit einem reichen Mann verheiratet, aber man erzählt, daß sie äußerst sparsam sein soll." „Das stimmt, sie geht sogar mit anderen Herren aus, um den eigenen Mann zu schonen!"

In der Kreide

Der Wirt „Zum Schwarzen Adler" in Tapiau sah zum Fenster hinaus, als ein gewesener „Stammgast" vorüberging, der bei ihm noch in der Kreide stand. „Helmut, für Dich stehn noch zwölf Bier!" „Gieß die man aus, die sind sowieso abgestanden!"

Die gerichtliche Anfrage

In einer Ermittlungssache richtete das Heydekruger Amtsgericht an das Gemeindeamt zu Palleiten die Anfrage, ob in der Gemeinde Michael Burblies und Michael Wilhelm Burblies identisch seien. Die Antwort lautete: „Wir haben hier einen Michael Burblies und einen Michael Wilhelm Burblies! Beide sind starke Trunkenbolde. Ob sie außerdem noch identisch sind, ist diesseits nicht festzustellen."

Das Fastnachtsmahl

In Ostpreußen war es vielfach Sitte, am Fastnachtstage geräucherten Schweinekopf als Mittagsmahlzeit zu verzehren! Der Pfarrer hatte sich Gäste eingeladen, d. h. den Kantor, den zweiten Lehrer und seinen Glöckner. Der Pfarrer wollte die Teilnehmer examinieren und sagte: „Bevor zugelangt wird, muß jeder einen passenden Bibelspruch sagen!" Der Kantor als Bibelfester war der erste und sprach: „Ich stütze mich auf Lukas, Kapitel 22, Vers 50: Und einer aus ihnen schlug des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm sein rechtes Ohr ab!" Und damit setzte er sich mit einem kräftigen Hiebe in den Besitz des rechten Ohres mit anhängendem Nackenteil. Der Lehrer schloß sich an: „Er gab ihm einen Backenstreich" — und trennte mit seinem Messer die linke Seite des Schweinskopfes ab. Der Glöckner, der immer für jeden Spaß zu haben war, nahm die ganze Schüssel, stand auf und ging damit zur Türe: „Und er verschwand vor ihren Augen!" — Aber der Pfarrer rief: „Halt, Halt! Ich berufe mich auf Salomonis 10, Vers 3: Der Herr läßt die Seele des Gerechten nicht Hunger leiden!" Und damit nahm er den Rest, und unter allgemeinem Gelächter teilten sich die beiden diesen christlich.

Dies sind Proben aus dem neuen Elchland-Bändchen „Fideles Ostpreußen", Schnurren, Wippchen und Speränzchen aus der alten Heimat von Hermann Bink. Illustriert von Herbert Wentscher. Elchland-Verlag, Göttingen.

Lob der Heiterkeit

Der Heiterkeit sollen wir, wann immer sie sich einstellt, Tür und Tor öffnen, denn sie kommt nie zur unrechten Zeit.

ARTHUR SCHOPENHAUER

Sucht Freundlichkeit und Lachen
das Wort für euch zu machen,
wer hie kein Herz zu hat,
dem weiß ich keinen Rat.

•

Was kann die Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt.

•

Weg mit dem allen,
was Unmut bringt!
Mir soll gefallen,
was lacht und singt
und Freud erzwingt.

SIMON DACH

Kommt eine gute Stunde für,
nimm sie in acht und halt sie dir:
schieb deine Fröhlichkeit nicht auf,
die Jahre kommen bald zu Hauf
und enden unsern kurzen Lauf.

•

Die Sorgen mindern unsre Jahr'
und zeugen zeitig graues Haar.
Wer sich zu seiner Zeit ergötzt
und alle Müh' beiseite setzt,
wird recht und wohl für klug geschätzt.

JOHANN PETER TITZ

(Danziger Barockdichter 1619—1689)

Der Bär / Eine Faschingsgeschichte von Franz Franke

Mein Freund Fritz kam zu mir, ob wir diesmal wieder zusammen zum Faschingsball gingen.

„Nein", sagte ich, eingedenk der Schuftigkeit, mit der mir Fritz die letzten Jahre meine Faschingsfreuden erheblich gemindert hatte. Immer, wenn ich eine kleine reizende Fee oder eine rassige Zigeunerin im Laufe des Abends ausfindig gemacht hatte, dann kam regelmäßig Fritz und spannte mir meine Eroberung kurz vor Mitternacht aus. „Nein", sagte ich, „diesmal gehe ich allein, ohne dich."

Dann solle ich ihm doch wenigstens zu einem Kostüm raten, in dem ihn niemand erkennen würde: denn seine Zukünftige wolle auch auf den Faschingsball gehen. Ich zuckte die Schultern und meinte, er solle als Bär gehen, als Eis- oder als Braunbär; da würde ihn keiner erkennen. Und dann spann ich meinen Vorschlag weiter aus. „Wenn du als Bär gehst", sagte ich, „dann gehe ich doch noch mit dir zusammen zum Ball, nämlich als Bärenführer."

Erst wollte Fritz nicht so recht. Doch als ich ihm dann seine Bärenrolle honigsüß machte, indem ich andeutete, daß er mit seinen Bärentanzen jedes zarte weibliche Wesen ungestraft umarmen dürfe, willigte er schließlich ein.

Das Bärenfell besorgte ich aus dem Fundus des Stadttheaters, desgleichen einen kräftigen Faden Schustergarn. Bei mir zu Hause nähte ich Fritz sorgfältig das Bärenhaupt an das Fell, damit der Kopf beim Tanzen nicht hin und her rutsche. Dann nahm ich ihn an die Kette, und wir zogen los. Im Kurhaus sparten wir erst einmal die Garderobengebühr für Fritz; denn als Bär brauchte er ja keinen Wintermantel und keinen Hut. Und dann ging's hinein ins Faschingsvergnügen!

Fritz mußte seinen Bärentanz vorführen, und ich schlug ihm dazu mit meiner Peitsche im Takt um seine Hintertatzen. Dann bekam ich langsam Durst und schleppte meinen Bären an der Kette zur Bar. Zwei doppelte Steinhäger standen vor uns. Doch das Maul des Bären ließ sich leider nicht aufmachen, so mußte ich notgedrungen beide Steinhäger selbst hinter die Binde gießen. Was aber anscheinend nicht in des Bären Sinne war, denn er fing recht vernehmlich an zu brummen.

Das ständige Brummen störte mich mit der Zeit, also zog ich meinen Bären kurz entschlossen ins Treppenhaus, band ihn mit der Kette am Geländer fest, damit er mir nicht wegkäme, und begab mich wieder in den Ballsaal, wo genügend Bekannte schon auf mich warteten. Und es wurde noch sehr fröhlich.

Es mochte kurz vor Mitternacht gewesen sein, als mir jemand auf die Schulter klopfte und sagte: „Du, Zigeuner, schau doch mal nach deinem Bären; der wird draußen langsam wild."

Als ich ins Treppenhaus kam, sprang mein lieber Freund Fritz von einem Bein aufs andere und versuchte mit seinen Tatzen die Kette vom Geländer zu lösen. Vor ihm im Halbkreis ein Haufen Masken, die sich wiehernd die Seiten hielten. Behutsam schlich ich mich von hinten an den Bären heran und band die Kette los. Als der Bär merkte, daß er frei war, machte er einen mächtigen Satz und sprang die Freitreppe hinunter. Im nächsten Augenblick war er durch das Portal in der Nacht verschwunden.

„Es war auch höchste Zeit", sagte einer lachend zu mir. „Dein Bär fing schon an zu stinken."

Acht Tage später erhielt ich das Bärenfell nebst Reinigungs-Rechnung zugestellt. Fritz aber hat es seit jenem Faschingsball vorgezogen, ohne mich zu den künftigen Maskenfesten zu gehen, was ich ihm keineswegs verdenken konnte.

Sind wir literarisch interessiert?

Buchgemeinschaften und Leseringe produzieren jährlich 30 Millionen Bücher

Während der letzten Jahre wurde immer wieder behauptet, daß es um den Literaturbedarf der Deutschen nicht gerade hervorragend bestellt sei. Bekräftigt wurde diese Feststellung durch Umfrageergebnisse verschiedener Marktforschungsinstitute, die ihre Interviewer auf die Fährte „Buchkonsum" und „Buchkäufer" gesetzt hatten. So stellt eines dieser Institute u. a. fest, daß in 85 Prozent aller Haushaltungen das Buch vollkommen fehle und daß 48 Prozent der Bevölkerung über 16 Jahren für nicht mehr als DM 6,— jährlich kaufe.

Ohne die vorgenannten Ergebnisse in Zweifel zu ziehen, kann man aber auch zu einem erfreulichen Ergebnis gelangen, wenn man die Resultate anderer statistischer Erhebungen zu Grunde legt. Auf jeden Fall beweisen diese, daß dem Buch in Westdeutschland doch mehr Interesse entgegengebracht wird, als allgemein angenommen wird. So stieg z. B. die Buchproduktion der Bundesrepublik von 1951 bis 1958 von 14 094 auf 20 476 Titel, also um immerhin 44,4 Prozent an. Diese Entwicklung wäre ohne wachsendes Interesse am Buch nicht denkbar.

In keinem anderen Lande werden Leihbibliotheken und Buchgemeinschaften so stark frequentiert wie in der Bundesrepublik. Die Leihbibliotheken allein haben einen Bestand von wenigstens 75 Millionen Bänden; die jährliche Buchproduktion der Buchgemeinschaften und Leseringe liegt bei 80 Millionen Bänden. Drei bis vier Millionen Deutsche sind zur Zeit Mitglied einer Buchgemeinschaft oder eines Leserings. Diese Zahl liefert wohl den überzeugendsten Beweis, daß das literarische Interesse der Deutschen durchaus wach ist, denn es ist nicht anzunehmen, daß Bücher erworben werden, um in den Bücherschrank gestellt und vergessen zu werden. Vielmehr ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß man sie liest und auch an andere Familienangehörige weitergibt, die noch nicht Mitglied einer Buchgemeinschaft sind. Die durchschnittliche Kopfzahl einer Familie wird vom statistischen Bundesamt je nach Altersstufe mit 2,8 bis 8,9 Personen angegeben. Nehmen wir an, daß nur jeweils ein Familienangehöriger Mitglied einer Buchgemeinschaft oder eines Leseringes ist und mitliest, so ist der tatsächliche Leserkreis doch wesentlich größer.

Der Einwand, Leihbibliotheken vertrieben oft minderwertige Literatur und arbeiteten damit dem guten Literaturgeschmack entgegen, mag dahingestellt bleiben. Die Erfahrung zeigt, daß viele der „Schmöker-Leser" irgendwie und irgendwann doch auf die gute Literatur und damit auf das wertvolle Buch stoßen; dann wird der Bücherfreund kaum noch minderwertige Literatur lesen wollen, sondern dem guten Buch die Treue halten. In vielen Fällen wird er dann wegen der besonders günstigen Bedingungen Mitglied einer Buchgemeinschaft werden, denn das Angebot der Buchgemeinschaften hat eine umfassende Auswahl von Büchern aller Interessenrichtungen. In einer der erfahrensten und repräsentativsten Buchgemeinschaften, der „Deutschen Buch-Gemeinschaft", Darmstadt, findet er z. B. ein über 400 Bände umfassendes Auswahlprogramm, das in jedem Quartal durch 30 bis 40 Neuerscheinungen ergänzt wird. Unter diesem reichhaltigem Angebot, das Unterhaltungsliteratur, klassische und populärwissenschaftliche Werke, Lexika, hervorragend gestaltete und ausgestattete Kunst- und Bildbände enthält, kann der Bücherfreund frei nach eigenem Geschmack wählen.

Die statistischen Erhebungen und Ergebnisse über das Thema „Buch" sind also mit kritischer Vorsicht zu bewerten. Der Leserkreis guter Literatur dehnt sich erwiesenermaßen immer stärker aus. Von einem mangelndem Interesse der deutschen Bevölkerung am guten Buch kann daher in verallgemeinender Form nicht gesprochen werden.

Kleine literarische Kostbarkeit

Von dem unseren Lesern als Mitarbeiter bekannten Autor Wolfgang Altendorf, der bereits auf eine stattliche Anzahl von Veröffentlichungen (Romane, Erzählungen, Lyrik, Dramen und Hörspiele) zurückblicken kann, erschienen soeben in Reclams Universal-Bibliothek zwei neue Erzählungen in einem Bändchen: „Das dunkle Wasser / Tanzstundengeschichte". Im Mittelpunkt dieser autobiographischen Erzählungen stehen zwei tiefgreifende Erlebnisse aus der Jugendzeit des Verfassers; man kann sie getrost gleichberechtigt neben seinen autobiographischen Roman „Odyssee zu zweit" stellen, vor allem in der Art, wie hier erzählt wird. Ein starkes, ursprüngliches Erzählertalent!

Wolfgang Altendorf: DAS DUNKLE WASSER / TANZSTUNDENGESCHICHTE. Zwei Erzählungen. Mit einer autobiographischen Notiz. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8288. Philipp Reclam jun., Stuttgart, 72 Seiten, kart. DM —,65.

WIR BLÄTTERN IN NEUEN BÜCHERN

Nachfolgend besprechen wir einige in der „Deutschen Buch-Gemeinschaft", Darmstadt, erschienenen Werke, die im Rahmen der günstigen Mitgliedsbedingungen für jeden Bücherfreund erhältlich sind.

Henry Morion Robinson, **„Der Kardinal"**, Roman. Der Autor schildert das Leben eines ganz einfachen Verhältnissen entstammenden Amerikaners, der sich dem Priesterberuf zuwendet und schließlich zum Kardinal aufsteigt. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft von Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden.)

Stefan Zweig, **„Marie Antoinette"**. In einer glanzvollen Epoche heiratet der französische Thronfolger Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresias. Von diesem Ereignis, seinem diplomatischen Vorspiel und dem würdevollen Pomp zwischen Wien und Paris, spannt sich die Schilderung in einer Folge von großartig erfaßten Bildern. Zweig stellt sich das Leben einer reizvollen Frau vor den Hintergrund des dämmernden Rokokos. (Lizenzausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft von S. Fischer erlag GmbH., Frankfurt/M.)

A. J. Cronin, **„Die Zitadelle"**. Eines der wichtigsten Werke des englischen Autors, der selbst Grubenarzt war und aus eigenen Erfahrungen diesen fesselnden Roman von den Mißständen in den Kohlenbezirken Englands schrieb. Cronin ist ein Ethiker und Gesellschaftskritiker von entschlossenem Willen, der aufs Ganze geht. Cronin weiß alle seine Kritik in spannende Handlung, in menschliches Schicksal und sinnfälliges Geschehen umzuwandeln. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft von Paul Zsolnay Verlag AG, Wien.)

Hans Carossa, **„Das Jahr der schönen Täuschungen / Der Tag des jungen Arztes"**. Diese erzählerischen Stücke sind in einem Bande vereinigt, so daß mit beiden Büchern dem Leser die Autobiographie des Dichters vorliegt, die seiner Jugendentwicklung gewidmet ist. Die schönen Täuschungen werden dem Studenten Carossa zuteil, der nach München kommt, um die Universität zu beziehen. Es ist die Zeit, in der „München leuchtete", in der Lebensfreude die Menschen erfüllte, Kunst und Dichtung viele Impulse bereithielten. Carossa nimmt teil am Zauber schöpferischen Werdens, läßt Menschen und Landschaft wiedererstehen, um dann im „Tag des jungen Arztes" zu schildern, wie er in Leipzig seine berufliche Vorbereitungszeit beendete und erste Schritte in der Praxis tat. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft vom Insel Verlag, Wiesbaden.)

Band X des „Jahrbuches der Albertus-Universität" erschienen

Soeben erschien der X. Band des vom Göttinger Arbeitskreis ostdeutscher Wissenschaftler herausgegebenen „Jahrbuches der Albertus-Universität" (Holzner Verlag, Würzburg).

Nach einem Nachruf auf den ostpreußischen Historiker Walther Stephan von Prof. Waschinski bringt der Archivdirektor des Staatl. Archivlagers Göttingen, Dr. Kurt Forstreuter, neues Quellenmaterial über die Gründung des Erzbistums Preußen (1245/46). — Staatsarchivrat Dr. Hans Koeppen veröffentlicht eine Beschwerdeschrift der Altstadt Thorn gegen ihren Komtur Johann Nothaft aus dem Jahre 1350. — Dr. Horst Alexander Willam bildet eine lange Reihe Elbinger Hausmarken ab. — Dr. Karl Wünsch schildert die ostpreußischen Dienstjahre (1721 bis 1753) des Landesbau-Direktors Joachim Ludwig Schultheiß von Unfriedt, der dem Königsberg der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Gesicht gab. — Es folgt die am 22. April 1959 gehaltene „Bohnenrede" Prof. Dr. Dr. Heinrich Kolbows über den Königsberger „Professor der Arzneiwissenschaft und Zergliederungskunde" Joh. Daniel Metzger, der, was wenig bekannt ist, auch eine kleine Biographie Kants geschrieben hat (1804). — Sehr interessant sind die Darlegungen des amerikanischen Professors Dr. Henry M. Adams über die „Beziehungen Preußens zu den Vereinigten Staaten von 1775 bis 1800", besonders während des Unabhängigkeitskampfes. — Hochaktuell ist der Aufsatz Prof. Werner Frauendiensts über die Preußisch-deutschen Beziehungen zu Rußland, die seit Peter dem Großen eigentlich andauernd eine Bedrohung Preußen-Deutschlands durch Rußland darstellten, selbst in den Zeiten der lediglich auf den schwachen Banden monarchischer Gesinnungsgemeinschaft berührenden sog. deutsch-russischen Freundschaft unter den Zaren Alexander I., Nikolaus I. und Nikolaus II. — Prof. Dr. Walter Bußmann behandelt „Europa und das Bismarckreich", wobei die Beziehungen zu Rußland am stärksten interessieren. — Es folgt eine Arbeit von Dr. Henning Graf von Borcke-Stargordt über „Grundherrschaft — Gutswirtschaft". — Wie alljährlich bringt Dr. Herbert Marzian die „Dokumente zur Oder-Neisse-Linie vom März 1958 bis Juni 1959 sowie eine Ostdeutsche Biographie, in der wir leider die Besprechung der in der Ostpreußen-Warte erschienenen Arbeiten, wie schon im Vorjahre, vermissen. — Joachim Freiherr v. Braun gibt, wie immer, den Tätigkeitsbericht des Göttinger Arbeitskreises 1958/59. — An kleineren Beiträgen folgt die Ansprache des letzten „Bohnenkönig", Prof. Kolbow, eine kurze Übersicht von S. L. Cheng-Taiwan über „den Deutschen Osten und China" nebst Bibliographie der einschlägigen chinesischen Arbeiten. — Königsbergs Stadtarchivdirektor Dr. Fritz Gause weist in einer sehr lesenswerten Arbeit auf die Wanderungsbewegungen und kulturellen Beziehungen zwischen Preußen und Ungarn hin. — Unser Mitarbeiter Dr. Herbert Meinhard Mühlpfordt bringt einen Brief des Königsberger Oberbürgermeisters Karl Selke, der in persönlicher wie politischer Hinsicht interessant ist. — Zwei Arbeiten von Dr. Waldemar Heym über „Teeröfen in Westpreußen" und die „Großgermanenstämme im Kreise Rosenberg" machen den Beschluß des ausgezeichneten Buches. P.

Am 23. Dezember 1959 verstarb unser Mitglied, der

Kaiserl. Fregattenkapitän a. D.

Paul Hundertmarck-Wittgirren

Inhaber des Hohenzollern-Hausordens mit Schwertern und anderer Auszeichnungen

Er war der erste, der sich in unermüdlichem Kampfe für unsere Heimat eingesetzt hat. Wir werden in seinem Sinne weiter arbeiten.

DIE AKADEMISCHE VEREINIGUNG ORDENSLAND - HAMBURG

Dr. Claussen Dr. Wienert

Amtliche Bekanntmachung

Aufgebot. Frau Selma Rogatzki geb. Janz in Gevensleben Kreis Helmstedt hat beantragt, die verschollene Ehefrau Minna Janz geb. Jantz zuletzt wohnhaft in Stuhm/Westpreußen für tot zu erklären. Die bezeichnete Verschollene wird aufgefordert, sich bis zum 30. IV. 1960 bei dem hiesigen Gericht, Zimmer Nr. 6, zu melden, widrigenfalls die Todeserklärung erfolgen kann. An alle, die Auskunft über Leben oder Tod der Verschollenen geben können, ergeht die Aufforderung, dem Gericht bis zu dem angegebenen Zeitpunkt Anzeige zu machen.

Schöppenstedt, den 19. Jan. 1960

Das Amtsgericht — II 33/59 —